

Sie hat eine Idee

— — Denn trotz alledem, sie hat eine Idee. Spiralförmige Schleifen führen zum höchsten Plateau. Die Schleifen ähneln einer Motorfahrbahn, das Plateau gleicht dem Ring eines Boxkampfes. Darüber kann man lächeln. Aber man kann nicht leugnen, beides ist in unserer Zeit enthalten und unterscheidet diese Tage von andern, von vergangenen und künftigen. — —

Wenn das Theater die Motorfahrerschleifen übernimmt, was bedeutet das anderes, als daß versucht wird, allem Bewegten, Leidenschaftlichen, Kämpferischen im Innern eines Dramas ein äußeres Bild zu geben, eine sichtbare Unterstützung. Jedes Drama rast ja eine Weile in steiler Wendung hinauf, ist da nichts als motorische explodierende Kraft. Aber jedes Drama wird auf seiner Höhe Besinnung, Bekenntnis und Forderung. Da kämpft Idee gegen Idee, Geist gegen Geist und es gibt Besiegte und Sieger. Wie im Boxerring. Alles Große, alles was Ewigkeit will, wird von diesem Plateau klar sprechen, wie auf der Spirale alle trübe Leidenschaft noch mit sich ringt.

Diese Idee der Raumbühne finde ich fruchtbar und zukünftig. — —

Oskar Maurus Fontana.

* * *

Der Nörgler

— — Zum Schluß dankte der Vorsitzende Bürgermeister Seitz für die Anerkennung und, wie er sagte, in gleichem Maße auch für die Kritik. Der Zweck des Festes ist erreicht. Wir haben gezeigt, daß Wien das Alte, das wir als Erbe übernommen haben, nicht nur bewahrt oder etwa konserviert, sondern daß es das Alte lebendig erhält und es der neuen Zeit vermittelt — — Ich stehe aber nicht an, zu sagen, daß wir derartige Veranstaltungen auch aus Gründen des wirtschaftlichen Interesses treffen. — — Wir wollen, daß die Fremden, die hieher kommen, fühlen, daß sie in einer Stadt großer Kultur sind. — — Freilich, immer, wenn wir ein Stück Wien sehen, taucht auch gleich die typische Wiener Gestalt des Nörglers auf. Er war selbstverständlich auch beim Musikfest, den werden wir nie aus uns herausbringen. — —

Er hat auch die Theaterausstellung im Rathaus gesehen, die sehr reichhaltig war und indem sie das Alte mit dem Neuen vermählte, nicht nur Reliquien aus dem Zeitalter Raimunds und Nestroys bot, sondern auch die Porträts Brammers und Grünwalds, ein Ölgemälde, darstellend Josma Selim (aus dem Besitz Ralph Benatzkys), und eines, darstellend Benatzky (aus dem Besitz Selims),

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im
Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines
Fäulkeföls von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren
die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über
das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung
von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den
im Künstele die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen
erregt hatten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt
in dem Bereich der Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der
Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu
steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist,
der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder
andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«
Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Ver-
körperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . .
mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich
aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er
im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin
zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen?
Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden
mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich
Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah.
Nahel am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich
befanden, an denen auch meine Sachen unter-

eine Dr. Bergauer-Gruppe, zwei Tafeln, enthaltend sämtliche Photographien der Mitglieder der »Hölle« mit eigenhändigen Unterschriften für Julius Bauer, manches den Werdegang Nástelbergers Betreffende und läst not least das Konterfei Dörmanns. Er hat aber, wiewohl er als rechter Nörgler auch manches aussetzen muß, wie daß zum Beispiel Leopoldi-Wiesenthal nicht vertreten waren, keineswegs die Absicht, die Hoffnungen des Optimisten auf eine Wiederholung des Festes herabzustimmen.

* * *

Ich beziehl halt alles auf mich

»Wieder ein Bahr-Abend, der den Widersachern des Wandlungsreichen den Kampf gegen ihn erschwert.«

Mir nicht.

»Ein Werk, in welchem der gute Europäer Hermann Bahr seinem Ursprung nachging, wird man wohl lieben müssen, wenn man Bahr liebt — und wer tut das nicht?«

Ich.

Aber gerade diese Liebe mahnt zur Vorsicht.

Möcht' ich auch meinen.

Und so muß denn ganz behutsam die Frage aufgeworfen werden, ob diese fünf Akte in der Tat auf die Bühne gehören . . .«

Da wär' ich wieder beherzter.

* * *

Aus Bethulien

— — Wenn sie das Zelt des Holofernes betritt, erweist sich, daß ihr Begehren, dem »ersten und letzten Manne« anzugehören, größer war als die »Sendung«, den Peiniger ihres Volkes zu beseitigen. Wie drängt ihr Leib nach dem Gewaltigen, Überragenden, dessen Grausamkeit ihre Seele verabscheut, wie schreit ihr Blut nach dieser männlichen Bestie, die sie wie ein ekles Untier vernichten möchte, wie schmilzt ihr Haß in seinen Armen, wie herrlich kämpft, wie leidvoll-beglückt unterliegt ihr Frauenstolz seiner Brunst. Meisterhaft auch die adelige Ruhe in der Schlußszene. Ein Frauenleben ist abgeschlossen und die Not, die eine furchtbar schöne Stunde brachte,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

wird durch die Überlegung gelindert, daß jetzt die Leutchen sorglos ihren Kohl bauen dürfen.

Gewiß, es kommt bei Hebbel vor. Aber die Schauspielerin muß doch nicht ganz beim Erlebnis gewesen sein, wenn sie schon an die Kritik dachte.

* * *

Verbroigter Loibusch

Wenn, wie sonst berufsmäßige Verkleinerer behaupten, die Presse das große Übel der Welt ist, so sind die Druckfehler das Korrektiv und im Gegensatz zum sonstigen Text unbezahlbar. Druckfehler beziehen von der Autorität des Drucks die Macht, Lebens Tatsachen zu schaffen wie dieser selbst, aber als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, wirken sie zumeist Segen. Daß Seine Majestät gehurt haben, war vielleicht der erste Aufschluß, den der Untertan über das Wesen der Monarchie empfing, weil er sich das bis dahin gar nicht hatte vorstellen können. Was aber ist ein verboigter Loibusch? Ich weiß es nicht, doch weiß ich, wenn es ein Druckfehler war, so hat er auf das glücklichste den Sinn der k. k. Staats- und Kriegswelt anno 1915 als den Inbegriff des Wirrsals ausgedrückt, als unter dieser Chiffre ein Scherflein in der Neuen Freien Presse ausgewiesen erschien, welche damals mit rabiaten Leitartikeln und 30·5 cm-Titeln in das Chaos fuhr, als wollte der alte Biach sich den Sieg mit Gewalt richten. Als es schon im Gemäuer rieselte und ich im Frühjahr 1915 in Rom wußte, daß die repräsentierenden Dummköpfe der Mittelmächte — bei denen das Mittel vom Maß ihres Vermögens bezogen war und darum jede Vermittlung aussichtslos machte —, daß sie sich also auch mit Italien verrechnet hatten, und da ich diese Tatsache einer Freundin melden wollte, deren intellektuelle Fähigkeit ausgereicht hätte, den ganzen Weltkrieg zu verhüten, die ihn aber im Gegensatz zu Herrn Berchtold nicht überleben durfte, telegraphierte ich ihr bloß das Wort: Verbroigter Loibusch, und die Zensuren waren davon so fasziniert, daß sie es durchließen. Es bedeutet, anders als jene andere rätselhafte Wortbildung, die ich in diesem Heft dem Sprachschatz einverleibe, einen mehr durch persönliche

→ der
intellektuell
Her geistige Maß
→ geistig

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, das

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zufauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Verhatschung, mehr durch Ohnmacht und eigenes Ungeschick als durch das Geschick oder die Macht der Verhältnisse hervorgerufenen Pallawatsch. Der größte verbroigte Loibusch nach dem Weltkrieg ist bekanntlich die Affäre Sternberg. Ein mehr drolliges Beispiel von verbroigtem Loibusch ~~aber~~ = der eben, wenn er ein Druckfehler ist, doch zugleich die Gabe hat, die durch ihn bewirkte Verwirrung und Verwirkung sinnfällig zu machen — ist ein Gerücht, welches sich an die neueste Berliner Theatergründung des Herrn Reinhardt knüpft. Druckfehlern ist geradezu die Kraft der Legendenbildung verliehen und sie können unter Umständen darüber entscheiden, ob eine Persönlichkeit heilig zu sprechen oder eher zu steinigen ist. Herrn Reinhardt ist die bessere Chance eröffnet. Hartnäckig erhält sich nämlich die Version, die in diesem Fall wirklich eine Lesart ist, daß er mit seinem neuen Theater kein Geschäft machen wird. Das ist aber keine Prophetie, die bei einem Theater der oberen Zehn, das vermutlich auch »Bäder im Haus« hat, ja nicht gerade den Blick einer Theaterkassandra erfordert, sondern geradezu die Weitergabe eines direktoriellen Programms. Reinhardt will kein Geschäft machen. Müde der Praxis, an viertausend Proletariern, die einen Zirkus füllen, zu verdienen, hat er sich auf der Mittagshöhe seines Wirkens entschlossen, sich für die Bankdirektoren zu opfern und ihnen ein Schmuckkasterl hinzubauen, wo die künstlerische Teilnahme einer auserwählten Schar ihm Lohn sein wird, der reichlich lohnt. »Der Zuschauerraum, der nur Platz für etwa 500 Personen bietet, wird in enger Anlehnung an den Rokokostil ausgestattet sein.« Und sie sollen bei jeder Loge auch ihr Speiszimmer haben und auch »einen üppig ausgestatteten Salon als Vorraum, in dem die Logeninhaber während der Pause Cercle halten können«. Alles in Rokoko. Dicke Teppiche werden das geringste sein, was er ihnen hinlegt, so daß sie sich kannibalisch wohl fühlen können wie jene anderen Wesen, die ihrer Zahl nach das Reinhardtsche Theater gleichfalls gefüllt hätten. Er selbst aber wird darben. So war es wenigstens im Neuen Wiener Journal zu lesen und das Kuriosum war dort mit Recht in Sperrdruck gesetzt:

Weite, bequeme, gepolsterte Sessel werden den Raum füllen. Einen Reingewinn wird das Theater nicht haben.

V

1. Hermann

u

wenn für
10, für
für!

+ j

H gehen

+ oben

+ 40
a

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein

Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal

gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte

Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich

nöch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,

dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Mißtrauisch wie ich in Kulturangelegenheiten bin, verglich ich den Text des Telegramms mit dem ziemlich gleichlautenden in den anderen Blättern, wobei sich herausstellte:

Dicke Teppiche und weiche, bequem gepolsterte Sessel werden den Raum füllen. Ränge wird das Theater nicht haben.

Das macht aber nichts, das Gerücht erhält sich. Es ist jedoch vielleicht wahr oder kann mindestens neben der Wahrheit bestehen: Das Theater wird keine Ränge und keinen Reingewinn haben. (Zwei Tatsachen, wovon sich die erste freilich nicht erst im Lauf der Saison herausstellt.) Wie das aber schon so geschieht, packte gleichzeitig der verbroigte Loibusch die ökonomische Welt der Reinhardt Bühnen von einer anderen Seite. Hatte er ihn dort zum Mäzen gemacht, so machte er ihn hier zum Schmutzian. In einem Feuilleton ~~in dem Herrn Reinhardt~~ als Verdienst angerechnet wurde, daß er sogar bis nach Prag gegangen sei, um sich Schauspieler zu holen, war dem ~~Lobredner~~ eine Wendung entrutscht, die vielleicht auch als Lob der Tatkraft gemeint war, aber eine so vernichtende Bosheit enthielt, daß der verbroigte Loibusch am nächsten Tag als Druckfehler berichtigt werden mußte. Wenn er wirklich einer war, so war er einer der besten, die je gemacht wurden.

(Reinhardt und die Gagen seiner Schauspieler.) In unser Feuilleton vom vorigen Samstag, »Gruß an Max Reinhardt«, hatte sich ein peinlicher Druckfehler eingeschlichen. Es stand dort zu lesen: Andere (seine Schauspieler nämlich) holte er ohne Gage aus seiner eigenen Statisterie. Das sollte selbstverständlich Reinhardt nicht nachgesagt werden, daß er keine Gagen zahle. Der Passus soll richtig heißen: »... holte er ohne Zahl ...«

»Ohne Zahl« ist natürlich kein Druckfehler für »ohne zu zahlen«, der wäre noch peinlicher. Sollte Herr Reinhardt aber wirklich Statisten ohne Zahl als Schauspieler beschäftigt haben — wie etwa die Zöglinge seiner Schule, die bald nach einer Premiere unter den Namen der Stars auftraten —, und ihnen allen Gage gezahlt haben, so wäre es wieder kein Wunder, daß er ohne Reingewinn dastünde. Man darf aber einen verbroigten Loibusch nicht analysieren und nicht in Ordnung zu bringen suchen, sondern muß ihn nehmen wie er ist, um Freude an ihm zu haben. Druckfehler fördern so sehr die Legende, daß sie das beste Mittel der Aufklärung sind. Sie

Hg. 1891

17

17

17

17

17

17

17

17

17

17

17

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Publikums, der Liebling der Frauen. Autogrammsammler, sportbegeisterte Jünglinge, kleine Gymnasiasten, elegante Damen lauern ihm vor dem eleganten Donaustrandhotel, in dem er vier Zimmer innehat, auf, um den spanischen Stierfechter sprechen zu können. Besonders die Damen scheinen den Athleten ins Herz geschlossen zu haben. — —

*

Bild der ‚Woche‘

Stierkämpfe in Budapest: Der Espada gibt dem Stier den tödlichen Stoß. Das Tier trägt am Rücken vier Banderillas, die ihm vorher, um seine Wut zu steigern, ins Fleisch gestoßen wurden.

Phot. Schirner

*

Budapest, 20. Oktober.

Gestern wurden im Uj-Pester Stadion die ersten Stierkämpfe abgehalten. Das Publikum war besonders dadurch, daß die Stiere ziemlich zahm waren, enttäuscht.

#

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfanglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,
trug doch einen leichten Gernuch heimatlicher Mundart an sich.
Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelerntes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicher Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstem Gesichtern beide lörichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger, freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist.

(I)

L

Notizen

Die Zuverlässigkeit des Herrn Robert

Der Bühnenverein teilt mit: Zwischen dem Deutschösterreichischen Bühnenverein und Professor Dr. Eugen Robert wurden sämtliche Differenzen in einer ausführlichen Aussprache friedlich bereinigt.

Präsident Stärk gab im Namen des Bühnenvereines die Erklärung ab, daß die Stellungnahme des Bühnenvereines in der Frage der Konzessionserneuerung für die Renaissancebühne lediglich eine grundsätzliche war, das heißt, daß der Bühnenverein aus wirtschaftlichen und künstlerischen Gründen auf dem Standpunkt steht, daß es zu vermeiden sei, zwei oder mehrere Theaterkonzessionen einem Direktor zu verleihen.

Dagegen erklärt der Deutschösterreichische Bühnenverein ausdrücklich, daß er nichts gegen Herrn Dr. Eugen Robert einzuwenden hat, solange dieser nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist, da seine moralische, künstlerische und wirtschaftliche Zuverlässigkeit in keiner Weise angezweifelt wird.

Professor Dr. Eugen Robert gibt seinerseits die Erklärung ab, daß er die Beschuldigungen, die er gegen einzelne Funktionäre des Bühnenvereines, insbesondere gegen den Vizepräsidenten Kurmann, im Verlaufe der Differenzen erhoben hat, zurückzieht und daß er der Ehre keines der Herren, insbesondere der des Herrn Vizepräsidenten Robert Kurmann nahetreten möchte. — —

Wenn dies inzwischen auch überholt sein sollte, so möge der Bühnenverein (der es an derselben Stelle erklärt hat, an der kurz vorher die Zuverlässigkeit des Herrn Robert von mir an einem eklatanten Beispiel dargetan wurde), so möge er schon jetzt zur Kenntnis nehmen, daß er sich das Porto für ein Huldigungsschreiben zu meinem sechzigsten Geburtstag ersparen kann. Man denke nur, Herr Robert verletzt eine seiner klarsten direktorialen Verpflichtungen: Tantiemen zu zahlen, und der Bühnenverein zweifelt nicht an seiner wirtschaftlichen Zuverlässigkeit. Er zahlt diese Tantiemen nicht, wiewohl sie der erbarmungswürdigsten Not zufließen sollen, der der Hinterbliebenen verunglückter Bergarbeiter, und die Gewerkschaft der Bühnenproletarier zweifelt nicht an seiner moralischen Zuverlässigkeit. Gewiß, es handelt sich um Wiedereinstellung von Mitgliedern, um Dinge der

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, stöße auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbststetige physische und psychische Gesundheit. . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinsstörung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überlebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigem Urteile macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorrene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeiterrückung, vorbei und die Epoche der Nervositätsanbahnung begraben ist. Aus unseren Tagen, wo so viele Zukunftsgekommen, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungeneit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Brettenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart auftritt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heile wieder wie im »Spiegelmannsch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zerfall leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkäuflichkeiten durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kindersüßbe, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Weinhosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffeln die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Lebensnot, und da mag man schon das Gegenteil von dem
 erklären, was man kurz vorher erklärt hat, auf die Gefahr hin, daß
 sich die Frage ergeben könnte, was denn gegen die Vereinigung
 zweier oder mehrerer Theaterkonzessionen einzuwenden und warum
 eine solche »zu vermeiden« sei, wenn die wirtschaftliche und
 künstlerische und überdies die moralische Zuverlässigkeit des Pächters
 in keiner Weise angezweifelt wird. Da wäre man doch ~~aber~~ ^{aber} besser
 daran, wenn man die vielen Konzessionen, statt sie zwischen dem
 zuverlässigen Herrn Robert und weniger zuverlässigen Elementen
 aufzuteilen, gleich in die bewährten Hände des einen Mannes
 gibt, den man schon kennt und schätzt. Eben erst war die
 Kumulation aus dem Grunde des Mangels solcher Zuverlässigkeit
 bekämpft worden, aber nun, da diese nicht mehr angezweifelt wird,
 warum wird jene überhaupt noch verpönt? Allerdings geschieht
 es ja bloß grundsätzlich. Und der Bühnenverein hat nichts gegen
 den Herrn Robert, »solange« er nur Pächter einer Wiener Theater-
 konzession ist. Wie lange aber ist er es »nur« und was tut der Bühnen-
 verein, wenn er es nicht nur ist? Man sieht, die Sachen stoßen
 sich wieder einmal hart im Raum, doch leicht haben's die
 Gedanken wahrlich auch nicht, beieinander zu wohnen.
 Die Schwierigkeit zeigt sich schon in der Vereinigung der Begriffe:
 »Schauspieler-Organisation«. Das ist wie die Verleihung von zwei
 grundverschiedenen Konzessionen. Die Theaternatur zu organisieren,
 das war wohl eine der bewundernswertesten Leistungen des
 Sozialpolitikers Sisyphus. Die größte soziale Befreiungstat: die
 Aufhebung der Preßsklaverei, die Befestigung der Standeswürde
 durch Abschaffung der Angst vor dem Herrn Doktor, wurde
 noch nicht einmal versucht. Aber sonst gibt es Erfolge, indem
 es immerhin gelingen mag, von Zeit zu Zeit — keineswegs
 durchhaltend — den Theater-Direktoren unangenehm zu werden.
 Und zum Schluß sind sie/und just die ärgsten/immer wieder
 obenauf und der Gewinn der Angestellten wird mit einem
 moralischen Rückzug bezahlt, der jenen das Terrain zu weit
 schlimmeren Vorstößen freimächt. Wäre es anders, der Sklaven-
 markt der Zeit wäre doch wenigstens um den Ekel, den das Problem
 der »Rotters« bedeutet, ärmer.

1 (gib
 4. 11. 1904
 m. 1)

Die Pflanz abzugeben.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen.

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

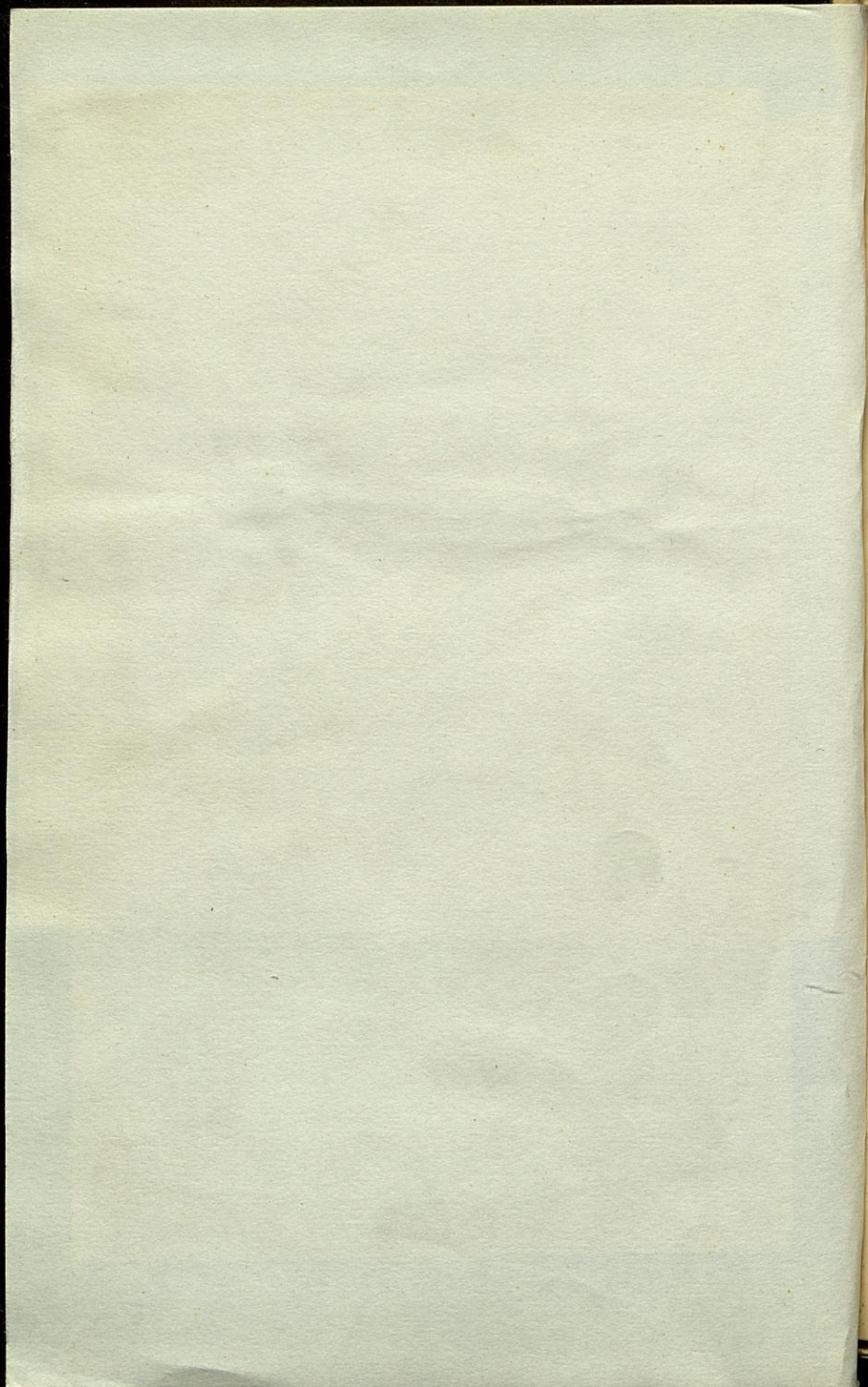
Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Zu dem Prozeß wegen der Tantiemen sei zunächst die im letzten Heft auf S. 125 enthaltene Bemerkung freiwillig berichtigt: daß die Mahnung des Advokaten, die auch »an die andere Adresse erfolgt« war, von dieser, also von Herrn Geyer ohne Antwort geblieben sei. Die Zuschrift kam, wie später bekannt wurde, von dem Ort, an dem sich der Adressat aufgehalten hatte, als unbestellbar zurück. (Die Behauptung war aber doch richtig. Wieso? Weil, wenn Geyer den Brief erhalten hätte, auch keine Antwort gekommen wäre.) Allein Tatsache ist, daß ihn in der Sache selbst keine Schuld trifft, wie aus dem Verlauf des Prozesses sich ergeben hat. Herr Robert war so sehr von seiner Verpflichtung überzeugt, daß er zur Verhandlung weder selbst erschien noch sich durch einen Advokaten vertreten ließ. Er wurde also durch Versäumnisurteil zur Zahlung der Summe K mit Zinsen K verurteilt, welche mit den Spesen, auf die der Anwalt für denselben wohlthätigen Zweck verzichtet hat, diesem nach erfolgter Pfändung überwiesen wurde. Die Gloggnitzer Hinterbliebenen haben also zwar lange, jedoch nicht vergebens gewartet und sogar mehr erhalten, als wozu Herr Robert ursprünglich verpflichtet war. Und solange er nur Pächter einer einzigen Konzession ist, die ihm ein so moralisches Verhalten ermöglicht, erklärt der Deutschösterreichische Bühnenverein, daß er nichts gegen ihn einzuwenden habe. Umsomehr ich gegen den Deutschösterreichischen Bühnenverein.



Notizen

Die Zuverlässigkeit des Herrn Robert

Der Bühnenverein teilt mit: Zwischen dem Deutschösterreichischen Bühnenverein und Professor Dr. Eugen Robert wurden sämtliche Differenzen in einer ausführlichen Aussprache friedlich bereinigt.

Präsident Stärk gab im Namen des Bühnenvereines die Erklärung ab, daß die Stellungnahme des Bühnenvereines in der Frage der Konzessionserneuerung für die Renaissancebühne lediglich eine grundsätzliche war, das heißt, daß der Bühnenverein aus wirtschaftlichen und künstlerischen Gründen auf dem Standpunkt steht, daß es zu vermeiden sei, zwei oder mehrere Theaterkonzessionen einem Direktor zu verleihen.

Dagegen erklärt der Deutschösterreichische Bühnenverein ausdrücklich, daß er nichts gegen Herrn Dr. Eugen Robert einzuwenden hat, solange dieser nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist, da seine moralische, künstlerische und wirtschaftliche Zuverlässigkeit in keiner Weise angezweifelt wird.

Professor Dr. Eugen Robert gibt seinerseits die Erklärung ab, daß er die Beschuldigungen, die er gegen einzelne Funktionäre des Bühnenvereines, insbesondere gegen den Vizepräsidenten Kurmann, im Verlaufe der Differenzen erhoben hat, zurückzieht und daß er der Ehre keines der Herren, insbesondere der des Herrn Vizepräsidenten Robert Kurmann nahetreten wollte. — —

Wenn dies inzwischen auch überholt sein sollte, so möge der Bühnenverein (der es an derselben Stelle erklärt hat, an der kurz vorher die Zuverlässigkeit des Herrn Robert von mir an einem eklatanten Beispiel dargetan wurde), so möge er schon jetzt zur Kenntnis nehmen, daß er sich das Porto für ein Huldigungsschreiben zu meinem sechzigsten Geburtstag ersparen kann. Man denke nur, Herr Robert verletzt eine seiner klarsten direktorialen Verpflichtungen: Tantiemen zu zahlen, und der Bühnenverein zweifelt nicht an seiner wirtschaftlichen Zuverlässigkeit. Er zahlt diese Tantiemen nicht, wiewohl sie der erbarmungswürdigsten Not zufließen sollen, der der Hinterbliebenen verunglückter Bergarbeiter, und die Gewerkschaft der Bühnenproletarier zweifelt nicht an seiner moralischen Zuverlässigkeit. Gewiß, es handelt sich um Wiedereinstellung von Mitgliedern, um Dinge der Lebensnot, und da mag man schon das Gegenteil von dem erklären, was man kurz vorher erklärt hat, auf die Gefahr hin, daß sich die Frage ergeben könnte, was denn gegen die Vereinigung zweier oder mehrerer Theaterkonzessionen einzuwenden und warum

13

H. H. H.

als frühere und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlischer Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-reichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebde oder ein Rosenparfüm,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, dab er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wursli zusauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes

Schlenher Stammlokale begegnet ist,

4 hi eine solche »zu vermeiden« sei, wenn die wirtschaftliche und künstlerische und überdies die moralische Zuverlässigkeit des Pächters in keiner Weise angezweifelt wird/ Da wäre man doch weit besser dran, wenn man die vielen Konzessionen, statt sie zwischen dem zuverlässigen Herrn Robert und weniger zuverlässigen Elementen aufzuteilen, gleich in die bewährten Hände des einen Mannes legte, den man schon kennt und schätzt. Eben erst war die Kumulation aus dem Grunde des Mangels solcher Zuverlässigkeit bekämpft worden, aber nun, da diese nicht mehr angezweifelt wird, warum wird jene überhaupt noch verpönt? Allerdings geschieht es ja bloß grundsätzlich. Und der Bühnenverein hat nichts gegen den Herrn Robert, »solange« er nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist. Wie lange aber ist er es »nur«? und was tut der Bühnenverein, wenn er es nicht nur ist? Man sieht, die Sachen stoßen sich wieder einmal hart im Raum, doch leicht haben's die Gedanken wahrlich auch nicht, beieinander zu wohnen. Die Schwierigkeit zeigt sich schon in der Vereinigung der Begriffe: »Schauspieler-Organisation«. Das ist wie die Verleihung von zwei grundverschiedenen Konzessionen. Die Theateratur zu organisieren, das war wohl eine der bewundernswertesten Leistungen des Sozialpolitikers Sisyphus. Die größte soziale Befreiungstat: die Aufhebung der Preßsklaverei, die Befestigung der Standeswürde durch Abschaffung der Angst vor dem Herrn Doktor, wurde noch nicht einmal versucht. Aber sonst gibt es Erfolge, indem es immerhin gelingen mag, von Zeit zu Zeit — keineswegs durchhaltend — den Theater-Direktoren unangenehm zu werden. Und zum Schluß sind sie, und just die ärgsten, immer wieder obenauf und der Gewinn der Angestellten wird mit einem moralischen Rückzug bezahlt, der jenen das Terrain zu weit schlimmeren Vorstößen freimacht. Wäre es anders, der Sklavenmarkt der Zeit wäre doch wenigstens um den Ekel, den das Problem der »Rotters« bedeutet, ärmer.

*

Zu dem Prozeß wegen der Tantiemen sei zunächst die im letzten Heft auf S. 125 enthaltene Bemerkung freiwillig berichtigt: daß die Mahnung des Advokaten, die auch »an die andere Adresse erfolgt« war, von dieser, also von Herrn Geyer ohne Antwort geblieben sei. Die Zuschrift kam, wie später bekannt wurde, von dem Ort, an dem sich der Adressat aufgehalten hatte, als unbestellbar zurück. (Die Behauptung war aber doch richtig. Wieso? Weil, wenn Geyer den Brief erhalten hätte, auch keine Antwort gekommen wäre.) Allein Tatsache ist, daß ihn in der Sache selbst keine Schuld trifft, wie aus dem Verlauf des Prozesses sich ergeben hat. Herr Robert war so sehr von seiner Verpflichtung überzeugt, daß er zur Verhandlung weder selbst erschien noch sich durch einen

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »heutzutage freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zulauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatllicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwäligende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengegewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wursli zusauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

Mittlerer Konzerthausaal, 19. Oktober, halb 3 Uhr:

I. Wir zwei. — H. H. / Die Wendung / Ein Witzblatt / Was der Christ und der Jud beobachten. — Was Herr Castiglioni umsonst erhalten konnte. — Die Schalek in Japan (Bearbeitung von »Die Schalek in Japan« und »O dieser Kawado!«).

II. Warum (»Ich habe im Juni dem Musik- und Theaterfest präludivert«) / Panik / Spiel der Wellen / Einen Stüber / Ein sonderbarer Schwärmer / Der tägliche Bericht (mit Vorbemerkung). — Ehre, wem Ehre gebührt!

III. Eeextraausgabe — I (36 Verse gestrichen; mit Vorbemerkung).

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmlös): K 960.000 für die Hinterbliebenen Kurt Eisners (Frau Elsner Eisner, Gengenbach i. B., Deutschland) und andere Notleidende.

Auf dem Programm:

Der Verfasser (oder die Verfasserin) des leider anonymen Briefes, in dem über schlechtes Hören des letzten Vortrages im großen Saal geklagt wird — »mein Sitz war im letzten Drittel Parterre« —, möge sich melden, um zur Entschädigung einen guten Platz für den nächsten zu erhalten. Doch die in dem Brief ausgesprochene Ansicht: »Es ist ganz unmöglich für einen Einzelnen — selbst wenn er über Stimmittel wie die Ihren verfügt — diesen Raum zu füllen«, ist irrig. Weil er über solche Stimmittel verfügt und ihrer natürlichen Anpassung an die Dimension keinen künstlichen Widerstand entgegengesetzt. Dies war ehemals paradox, aber nun bestätigt es der Raum. Denn es ist manchen großen Sälen eigentümlich, daß die laute Stimme unverstanden bleibt. (Leiseres Sprechen wird dann wohl wieder von den vordern Reihen nicht gehört.) Die Sprechtechniker können sich richten. Im gegebenen Fall war das schlechte Hören — über das sich der entfernteste Galeriebesucher nicht beklagt hat — auf bestimmte Plätze, vor allem Logensitze, beschränkt. Aber es wird wohl keinen Saal, ob groß oder klein, geben, der solche Eigentümlichkeiten nicht aufweist, und das Malheur kann, wenn es so rührenden Ausdruck findet wie in jenem Briefe, ausnahmsweise gutgemacht werden. Bei dieser Gelegenheit sei ein für allemal ersucht, Briefe mit der Bitte um Verschiebung eines Vortrags, der mit einer andern Veranstaltung kollidiert, an die sich der Schreiber bereits vergeben hat, zu unterlassen. Die Zumutung, das Datum eines Vortrags selbst in dem Zeitpunkt, da es noch möglich wäre, von der Rücksicht auf eine Gleichzeitigkeit, die ja wohl immer vorhanden ist, bestimmen zu lassen, ist grotesk. Sie wäre mit weit größerer Berechtigung an die Veranstalter der konkurrierenden Darbietungen zu stellen. Daß aber gar die Interessenten eines Fußball-Matches in solches Dilemma

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

kommen und darob Beschwerde führen müssen, ist bedauerlich. Hoffentlich haben sie die einzig richtige Lösung gefunden, heute im Saal zu fehlen.

Vorbemerkungen:

»Der tägliche Bericht« behandelt den täglichen Fall Adalbert Sternberg. Diese Glosse bleibt also immer aktuell, und es trifft sich gut, daß der Graf Herberstein gerade auch am Hotel Hungaria in Budapest vorübergegangen ist.

Ich habe meinen Augen und Ohren nicht getraut, als ich kürzlich in der Neuen Freien Presse, die sich über den harmlosen Betrug irgendeiner »Extraausgabe« ereiferte, den Ruf, der vor zehn Jahren die Schande ihres Kriegsbehagens durch die Gassen trug, als satirisches Zitat nachgebildet fand. Wer, der das Grausen jener Tage im Ohr hat, könnte sich eine schamlosere Verleugnung des Zeitungsgeschäftes denken, dessen Betriebsstoff es war, eine schamlosere Offenbarung des Zeitungsgeistes als diesen Versuch, zu erinnern, was es gegeben, und vergessen zu machen, wer es getan. Wer, der mein Gedicht, die wortgewordene Qual der großen Zeit, im Gedächtnis hat, könnte sich eine prägnantere Inhaltsangabe denken als dieses Geständnis nach zehn Jahren:

[Extra—auaus—gaabäh . . .] Das schmerzt uns alle heute noch im Ohr. Den Ton werden wir bei Lebzeiten nicht mehr los. In diesem Straßenruf verkörpert sich der quälende Maturatraum der jetzigen Generation. Vernimmt man ihn wieder einmal, dann werden Tage ins Gedächtnis zurückgerufen, an denen uns der ganzen Menschheit Jammer angeweht hat. »Lemberg noch in unserem Besitz« . . . Und Zahlen mit vielen, vielen Nullen, die Tote und Gefangene, Verwundete und Vermißte bedeutet haben. Und Kundgebungen des Armeeeoberkommandos, in denen hinter jedem Wort, hinter jeder Silbe, hinter jedem Buchstaben vordem ungeahnte Schrecken sich aufzutun schienen, Ströme von Blut rauschten und das Stöhnen und Jammern der gequälten Kreatur vernehmbar wurde. Ja, vielleicht ist es der einzige erhebende Trost im Gegenwartsjammer der Nachkriegszeit, daß die Extraausgaben immerhin zu jenen Dokumenten der »großen Zeit« gehören, die mit ihr zusammen eingesargt wurden. Aber was ist das? Wieder laufen dazu mißbrauchte arme Teufel, Frauen und Burschen und Kinder durch die Straßen, wieder schrillt und heult es: Extra—auaus—gaabäh! — —

*

Kleiner Konzerthausaal, 2. November, 7 Uhr:

I. Shakespeare: Timon von Athen, übersetzt von Dorothea Tieck. Zum erstenmal in der vollständigen, auch den 4. und 5. Akt umfassenden Bearbeitung des Vortragenden. (Vor Beginn:

des höchsten und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle
 und Mäßigkeit, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungs-
 kraft, die
 und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künst-
 liches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 und Energie, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Eindrucksfähigkeit
 im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
 lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
 abstrahierenden Sätzen, die
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 die und so weiter,
 hing doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
 Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
 ändern Einwand:
 Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 reichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie
 ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
 — also wie was? Bitte entscheiden!
 er war mir allzu modern.
 Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 gehen in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
 und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte
 Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 wollte desgleichen tun.
 Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
 und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal
 oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich
 Wurst zuzuschätzen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
 Schenker Stammlokalen begegnet ist.

Mozarts Overture zu »Idomeneus«. In der kurzen Pause nach dem
3. Akt: Glucks Overture zu »Iphigenie in Aulis«. Tanzmusik beim
Bankett: Improvisation von Viktor Junk.)

[Im Personenverzeichnis des Programms hat »Ein Soldat« gefehlt.]

II. Traumstück (Musik von Heinrich Jalowetz).

Begleitung: Dr. Viktor Junk

Die Hälfte des Ertrags (inkl. Programmerrlös): K 2,793.000.

für die Hinterbliebenen Kurt Eisners und andere Notleidende.

*

Ebenda, 3. November, 7 Uhr:

I. Die Rache der Natur. — Der Räuber rühmt den Wächter. —
Als ich in die österreichische Sektion des Internationalen Schriftsteller-
klubs aufgenommen werden sollte (Gekürzte Zuschrift des Verlags
aus Nr. 640—648) / Ausgerechnet (Aus diesem Heft) / Warum vadiert
der Jude schneller und mehr Geld als der Christ. — Kulturpleite —
Programm eines Hofmannsthal-Films (März 1914) / Reinhardt bekennt. —
Bunte Begebenheiten.

II. Von den monumentalen Blamagen / Jung is er halt! /
Nicht Laertes, sondern eher Gajus Marius / Fast erraten / Die Thespis /
Großmann (Aus diesem Heft) / Jackie / Das Modell / Der falsche
Kriminalbeamte / Mein Gutachten (Dezember 1911). — Das Mango-
baumwunder.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerrlös): K 700.000 für
Notleidende.

Auf dem Programm die Ankündigung des Vortrags von
Szenen aus »Der Bauer als Millionär« und »Der Alpenkönig und
der Menschenfeind« mit der Bemerkung:

Angehörige des Burgtheaters, deren Mitwirkung an der
Darstellung dieser Werke nachweisbar ist, erhalten zu Studien-
zwecken freien Eintritt.

*

Ebenda, 11. November 7 Uhr:

I. Das Wort. von H. de Balzac. — Der Mann und das Wort /
Kompetenz vor der Sprache / Definition / Inschriften: Dienst der Kunst;
Unterricht. — Aus »Sprachschule« (Lewinsky über Anschütz: »Lebt
wohl!«). — Der Nörgler. — Inschriften: Fremdenverkehr; Wien im
Krieg; Der Funktionär; Die Instrumente / Definitionen / Die Bürger,
die Künstler und der Narr / Inschriften: Der Zeit ihre Kunst;
Expressionismus; Der Vielschreiber; Bahrs Himmelfahrt; Großmann;
Das Originalgenie; Reiseabenteuer; Sonderbare Polemik; Sonderbare
Gäste; Klassiker-Ausgaben; Glossen werden Symbole; Deutsche
Literaturgeschichte; Der Vorleser; Die Clique; Das abgeschaffte
Orchester; Naturalismus; Wiedergeburt / Sonnenthal.

als frohliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle
 und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungs-
 die Kraft, die
 Kraft und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künst-
 lersches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 und Charme, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsfähigkeit
 im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
 lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
 vibrierenden Sätzen, die
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 die und so weiter,
 und doch einen leichten Geruch heimlicher Mundart an sich.
 Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
 anderen Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 fast gleiches literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 reichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie
 ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
 — also wie was? Bitte entscheiden!
 er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 für längere Zeit nach Wien kam, Datum: »wenig mehr als ein
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 geht in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
 und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte
 Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
 und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal
 oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich
 noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
 Wusel zuzuschützen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
 Schlenkerer Stammlokalen begegnet ist,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle
 und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungs-
 kraft, die . . .
 Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künst-
 lersches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen
 im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
 lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
 vibrierenden Sätzen, die
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 die und so weiter,
 trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
 Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
 andern Einwand:
 Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 reichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düffig wie
 ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
 — also wie was? Bitte entscheiden!
 er war mit allzu modern.
 Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
 und spielenden Kindern, »mit ernstem Gesichtern beide fürchte
 Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 wollte desgleichen tun.
 Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
 und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal
 oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich
 noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenbahr dem
 Wurstl zusauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
 Schlenker Stammlokale begegnet ist,

Kleiner Konzerthausaal, 30. November, 7 Uhr:

I. Goethe über die »Pandora« und was Eduard Engel sagt (Eckermann-Zitat und aus »Sprachschule« Nr. 640—648, S. 60—62, verbunden durch die Worte »Das kann, nach genau 100 Jahren, die deutsche Literaturgeschichte nicht finden«). — Goethe: Pandora (Mit der Beschreibung des Schauplatzes; 36 Verse gestrichen).

II. Worte in Versen: Die Flamme der Epimeleia / Thyrsigeri multi . . . / Abenteuer der Arbeit / Traum vom Fliegen / Dialog / Dein Fehler / Grabschrift / Hypnagogische Gestalten / Mythologie / Das arme Leben / Peter Altenberg / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Nächtliche Stunde / Todesfurcht / Jugend.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programm-erlös): K L wurde dem Heim für blinde Mädchen und der Vereinigten Österreichischen Krankenkassen-Hilfe für tuberkulös gefährdete Kinder, Zentralstelle Wien, zugewendet.

3,097.100

Seit August wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Haus des Kindes (Erlös aus Rezensionsexemplaren, Zeitschriften, Autogrammen, Abonnement-Resten, Porti, 8 Programmen, Überzahlung für ein altes Heft der Fackel) K 371.100.

2

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien und Karten (Aufnahme von Mechtilde Lichnowsky, Verlag R. Lányi) K 600.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (10. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 220.500.

Dem Zentralverband der Landesorganisationen der Kriegsinvaliden und Kriegerhinterbliebenen Österreichs (4. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) K 144.000.

Diversen Zwecken K 460.600.

Den Hinterbliebenen der Opfer des Gloggnitzer Bergwerkunglücks /Spende von G. K. 1.000.000, »Ein unbekannter Linzer (als Dank für Karl Kraus)« K 50.000.

1:

Dem Wiener Jugendhilfswerk, Wien I. Rauensteingasse 9, am 17. Juni 1924 durch Herrn Karl Stein »anlässlich des 50. Geburtstages« K 700.000.

1 S

Einer schwerkranken und notleidenden Frau K 4,090.000.

Vom Ertrag der Vorlesungen 5., 19. Oktober 2., 3., 11., 17. und 30. November an die unter den Programm-Notizen angegebenen Zwecke: K L

13,467.100

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K L

180,543.507

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwaltigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicher Anmut zur Schau stellte, so leicht und düffrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Handwritten signature

9

Handwritten note: "Kerr-Zelle!"

Beweise für die Humorlosigkeit des Alfred Kerr

Erstens jede Zeile; zweitens, daß jede eine eigene Nummer trägt; drittens die folgenden Fälle: Er tadelt, daß die Schauspieler »George« wie »Tschortsch« aussprechen. Einer hat gar — wiewohl es gewiß nicht wahr ist und nur zur Herbeiführung des Witzes behauptet wird — die Maske Lloyd Georges. Der Witz wäre also, zu sagen, er habe die Maske des Lloyd Tschortsch. Kerr: »Lloyd Georges-Tschortsch«.

Er (Valentin) hat, mit einem Worte, das Geheimnis jeder Könnervirkung: daß man allein da ist, sein Wesen hinsetzt und sich um die Welt einen Dre . . . Dreier kümmert.

Es ist ein echt Kerr'scher Dr . . . Drang, diese dr . . . drei Punkte zwecks schalkhafter Retouche anzuwenden. So öd aber das Verfahren ist, so müßte er es in diesem Fall bei »Dr . . .« bewenden lassen, weil »Dre . . .« sein Lebtage nicht in »Dreier« fortsetzt.

Der Humorist Pallenberg wird (nötigenfalls) zu einem Raimund. Der Komiker Valentin ist ein Nestroy.

Das ist freilich ernst gemeint, also immerhin ein Beweis, daß Herr Kerr doch Humor hat. (Ein Kerrpath.) Der Komiker Valentin ist ein Nestroy, während Herr Pallenberg nur nötigenfalls zu einem Raimund wird. Zum Glück wird es nicht benötigt. (Es wäre denn, daß man den Rappelkopf des Herrn Pallenberg schon so dringend brauchte wie den Valentin, nämlich den Raimundschen, des Herrn Moissi. Ich hoffe, beide mitmachen zu können.) Aber jetzt kommt ein Witz:

Wer ihn sieht, mag an einen Ausspruch Richard Wagners denken. An das einzige Mal, wo (wie ich herausfand, D. R. P.) in Wagners Äußerungen das Wort Käfer vorkommt.

Als er heiter in Palermo rief: »Nu aber kee vernünftiges Wort mähr!«

Alfred Kerr.

Das wird mit vollem Namen gezeichnet, und mit einem, der in Berlin besten Klang hat. Dieser Kerr hat (wie ich herausfinde, Ö. P.) Wagners Wunsch voll und ganz erfüllt.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der

abscheulichen Absonderung zerborener Charaktere, störende auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann

auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische

Gesundheit. . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung,

Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche

Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem

Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunst-

welt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung

gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker

Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfrachtung vordel

und die Epoche der Nervositätsanbeugung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukunftsgeräusche, so viele

Seelen-Paras ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum

Wort umhänzen, ragt die Gestalt eines Gesunden

statisch empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmannsch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkauflösungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Sprachschule der Leser

Verehrlicher Verlag!

— — Im Augustheft der Fackel findet sich ein Artikel »Zwei, die über mich herzlich gelacht haben« (S. 145), worin mir die tödlich treffende Bemerkung zu dem Satz: »Daß er in den Jargon ausrutscht . . .« helle Freude bereitet hat. Die Kennzeichnung der Ihering'schen Sprachsünde als »Inzucht von Subjekt und Objekt« ist von unübertrefflicher Prägnanz.

Nun aber finde ich auf Seite 183 ein Zitat mit dem Zusatz: »Gegen Ehrenstein? Nein, von!« Hier ist »Ehrenstein« zwar beide-male Objekt, aber das einmal im 4., das anderemal im 3. Fall. Auch diese Inzucht von Akkusativ und Dativ erscheint mir unzulässig. Dies wird sofort klar, wenn man das Satzfragment in's Lateinische übersetzt. »Contra Ehrensteinum? Non, ab!« ist nach meinem Empfinden unmöglich. Es würde mich interessieren zu hören, ob hier ein Übersehen des Herrn K. vorliegt oder ob er die erwähnte Sprachbildung mit irgendwelchen mir nicht bekannten Gründen rechtfertigen kann. In diesem Zusammenhang verweise ich übrigens auf einen Schiller'schen Satz, der an dem gleichen Übel krankt. Der Titel seiner Antrittsvorlesung in Jena lautete: »Was ist und zu welchem Ende studieren wir Universalgeschichte?« (Ich zitiere aus dem Gedächtnis.)

In Erwartung einer wahrscheinlich lehr- und aufschlußreichen Erwidrung des Herrn K. zeichne ich ergebenst

Im allgemeinen ist es gewiß schon viel, daß Leser sich eines Problems bewußt werden, wenn sie gleich nicht die Lösung finden. Hier aber scheint es fast schwieriger, das Problem zu sehen, als die dann selbstverständliche Lösung zu finden. Es bedarf natürlich nicht der Übersetzung ins Lateinische, um mir klar zu machen, daß »Ehrenstein« dort ein Akkusativ, da ein Dativ ist, also an und für sich nicht von verschiedenen Verhältniswörtern abhängen kann. Die Schiller'sche Wendung, die dasselbe Wort als Nominativ und als Akkusativ fungieren läßt, ist natürlich nicht besser als die des Herrn Ihering. Trotzdem ist derselbe Grammatikfehler in der Wendung »Gegen Ehrenstein? Nein, von!« keiner, sondern ein stilistischer Vorzug. Der Fehler wäre vorhanden, wenn es hieße: »Nicht gegen, sondern von Ehrenstein!«, wenn es sich also um eine ernsthafte Aussage handelte. Bei Schiller und bei Herrn Ihering handelt es sich um eine solche, um einen Satz, den der Autor sagt. Im andern Fall liegt geradezu das Schulbeispiel jener satirischen Darstellung vor, die so offenkundig, ~~f~~parodierend das Fehlermaterial verwendet,

4
/h
(y. Ihering!!)

L/ajk,

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Blau
Tümpel
ld
+ für

daß man gar nicht versteht, wie der Leser an Bewußtsein und Absicht des Autors zweifeln und hier noch etwas entdecken kann. Es ist eine satirische Abbreviatur, ganz wie die Wendung »fünzig Jahre alt und ebensooft hervorgerufen werden«, die jenem Schmock, der von der Alchimie meines Wortes etwas zu verstehen vorgab, als ein »Lapsus« erschien, der eine Glosse in der Fackel verdiene, die denn auch erschienen ist. Und auch hier wäre der Zweifler, wie jener, der solche Großmut nicht verdient hat, auf einen weiteren Fehler der Wendung aufmerksam zu machen: wie kann denn ein Satz mit »von« ~~enden~~? Aber sollte diese Summe von Nichtgrammatik und Namensmißhandlung — eines Namens, der freilich so deklinabel ist wie der des Herrn Ehrenstein — nicht die stilistische Absicht einer grammatischen Mißgeburt klar machen? Es ist nicht uninteressant, daß der Bemängler von »fünzig Jahre alt und ebensooft hervorgerufen werden« das Musterbeispiel einer Inzucht (»werden« in zweierlei Verwendung) als freiwillige Draufgabe erhielt, und eben in dem Heft, ~~die~~ sie bei Herrn Ihering ~~getadelt~~ wurde. Ich bin mir also offenbar solcher Mißbildungen mit äußerster Klarheit bewußt. Und dennoch mußte mir das mit Ehrenstein passieren! Aber ich nehm's dem Leser, der ~~bemerk~~ hat, was nicht zu verbergen / durchaus nicht übel. Ich würde mich auf solche Beschwerden ja / nicht einlassen, wenn ich sie nicht als einen Beweis redlichsten Anteils würdigte, ja als den Maßstab für ein Leserniveau, das ganz gewiß an keinem andern ~~Interessenpunkt~~ deutschen Geisteslebens anzutreffen ist, und wenn ich einmal von den lästigen Begleiterscheinungen der Fackel gesprochen habe, so bin ich umso dankbarer für die erfreulichen. Sie haben den Mut, zu jenen Sorgen kleinsten Formats zu stehen, auf die diese ganze mißratene Zeitungswelt mit Verachtung herabsieht, als ob sie in Wahrheit größere hätte.

*

Der Abdruck der Verlaine-Verse, ernst gemeint, weil die Stelle: »eine der eindrucksvollsten Variationen« des Motivs »Versöhnung mit der Presse« ironisch gemeint war, ist vielfach mißverstanden worden. Hier sollte der wahre Sachverhalt illustriert werden: so sieht die Versöhnung aus!, und diese Absicht war ja

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungeneit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Hermann Bahr, 1922

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht, wie kommt der Hermann Bahr dazu?

Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklatsulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

12 Zeile von unten, und auf S. 154, 3. Zeile von unten, geschah. Ich meine, es hätte im ersten Falle »damit«, im zweiten »darin« zu heißen; zum Vorbild der Leser umsomehr, als es geradezu krankhafter Brauch geworden ist, sich auch dann »dahin zu äußern« und auch dann »dahin Stellung zu nehmen und zu antworten«, wenn das Wort »dahin« ohne Ersatz gestrichen werden muß.

Es gibt eben Leser — und gewiß sind sie nicht die schlechtesten —, die der Fackel die »schöne« Sprache verdanken und die Witterung für die Sprachschlampereien in andern Druckwerken. Sie wissen aber doch nicht genug von einem Stil, der die Trivialität des Lebens aus deren eigenem Sprachstoff gestaltet. »Die bekannte Schuldfrage dahin beantworten« ist nicht so schön wie »damit«, aber damit ist nicht meine eigenste Schuldfrage beantwortet. In einer Epoche, in der der bessere Ausdruck plausibel war, hätte ich diesen gebraucht. Hier und heute war die Sphäre nicht anders darzustellen. Ich stelle dar, ich zitiere. Darin ist mehr Stil als im Schreiben. Eben den »krankhaften Brauch« brauche ich. Wo 's mein eigenes Wort ist, wird man schon merken. Im zweiten Fall — »dahin richtig informiert werden, daß« —, wo geradezu die Sphäre der Presse die Ausdruckselemente liefert, wäre »darin« auch an und für sich falsch, eine Verschiebung des Gedankens. Nie wäre die Lösung: d a r i n zu erzwingen, und »d a h i n« bezeichnet eben die Richtung der Information, die Weisung. *Fay*

3.) Es fällt mir auf, daß Sie auf S. 46, Zeile 10 von unten, von einer Fähigkeit, etwas tun zu können, sprechen. Hieße es nicht richtig: »die wegen ihrer Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, von der Verpflichtung, ihn zu erleben, enthoben waren«? Dadurch träte auch der Gegensatz des Erzählens zum Erleben noch schärfer hervor.

Ganz im Gegenteil. Auch mir fällt und fiel natürlich auf, daß die Fähigkeit, etwas tun zu können, ein Pleonasmus ist. Aber diese Fähigkeit, dieses Können kann ja gar nicht oft genug berufen werden. Die Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, wäre bloß die literarische Fähigkeit, die sie hatten und die sie vom Krieg befreit hat, nicht die menschliche, die sie außer jene Menschheit gestellt hat, die nur leiden konnte. Sie waren nicht nur fähig, zu schreiben, das heißt, sie konnten nicht nur schreiben, nein sie waren fähig, es zu können. In der glatteren Antithese: »wegen der Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, von der Verpflichtung, ihn zu erleben« erledigt sich der grimmige Kontrast schon durch das unübersicht-

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kränker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverführung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklammerungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

*

*

Berlin, den 14. Sept. 24.

In der Augustnummer der ‚Fackel‘ findet sich in dem Referat A. H. Frieds über die ›Letzten Tage der Menschheit‹ die Wendung, Bücher seien ›aus der Niedertracht dieser Zeit herausgeschrieben‹ worden.

Da der Unterzeichnete nicht glaubt, daß A. H. Fried diesen Satz so herausgeschrieben hat, möchte er Sie bitten, diesen Druckfehler richtig stellen zu wollen, zumal ihm daran liegt, die ›Fackel‹ auch nicht von dem kleinsten Druckfehler verunreinigt zu sehen.

← Dieser liebenswürdige Wunsch ist leider auch von übermenschlicher Sorgfalt nicht zu erfüllen. Doch hier wird mit Unrecht ein Druckfehler vermutet. Es könnte sich nur um einen solchen im Original handeln, den ich nicht erkenne, oder um eine mißglückte Wendung, die ich kaum hätte beseitigen dürfen, wenn ich, was noch heute nicht der Fall ist, den Satz als solche erkannt hätte.

*

[Zu S. 6, Z. 2 u. 3:

[Ein ›Weihbischof‹ heißt nicht so, weil er etwas zu segnen, zu weihen hätte, sondern weil er selbst nur die Bischofsweihe hat und nicht mit der Verwaltung einer Diözese betraut ist wie ein wirklicher Bischof.

Ganz richtig. Aber ›Weihbischof‹ ~~der~~ ist noch richtiger. Der *Stil* weiß es besser als das Wissen. *St. an jama 24.*

[Zu S. 14, Brief vom 14. Aug., Z. 3:

[›Nun bin ich 47 Monate bei Militär . . .‹ Der Satz soll wohl richtig lauten: › . . . beim Militär . . .‹

Nein. *L?*

[Zu S. 99, Z. 14:

[. . . Weiters fehlt das sechste ›dank‹ als letzter Versfuß.

Nein, es genügen fünf. Dagegen muß es heißen:

[Und wir sagen statt sag'n *— normal sein*

Zu betonen ist: nix als. *— normal sein*

[Zu S. 160, Z. 5/

[Statt ›Theaterreferendar am Börsen-Courier‹ wohl ›im‹ */?*

Im Gegenteil. */:*

*

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Weisheit, kombodiantischer Zeitverfluchung vorbei in die Epochen der Verbitsitätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * * * *

*

8

— 63 —

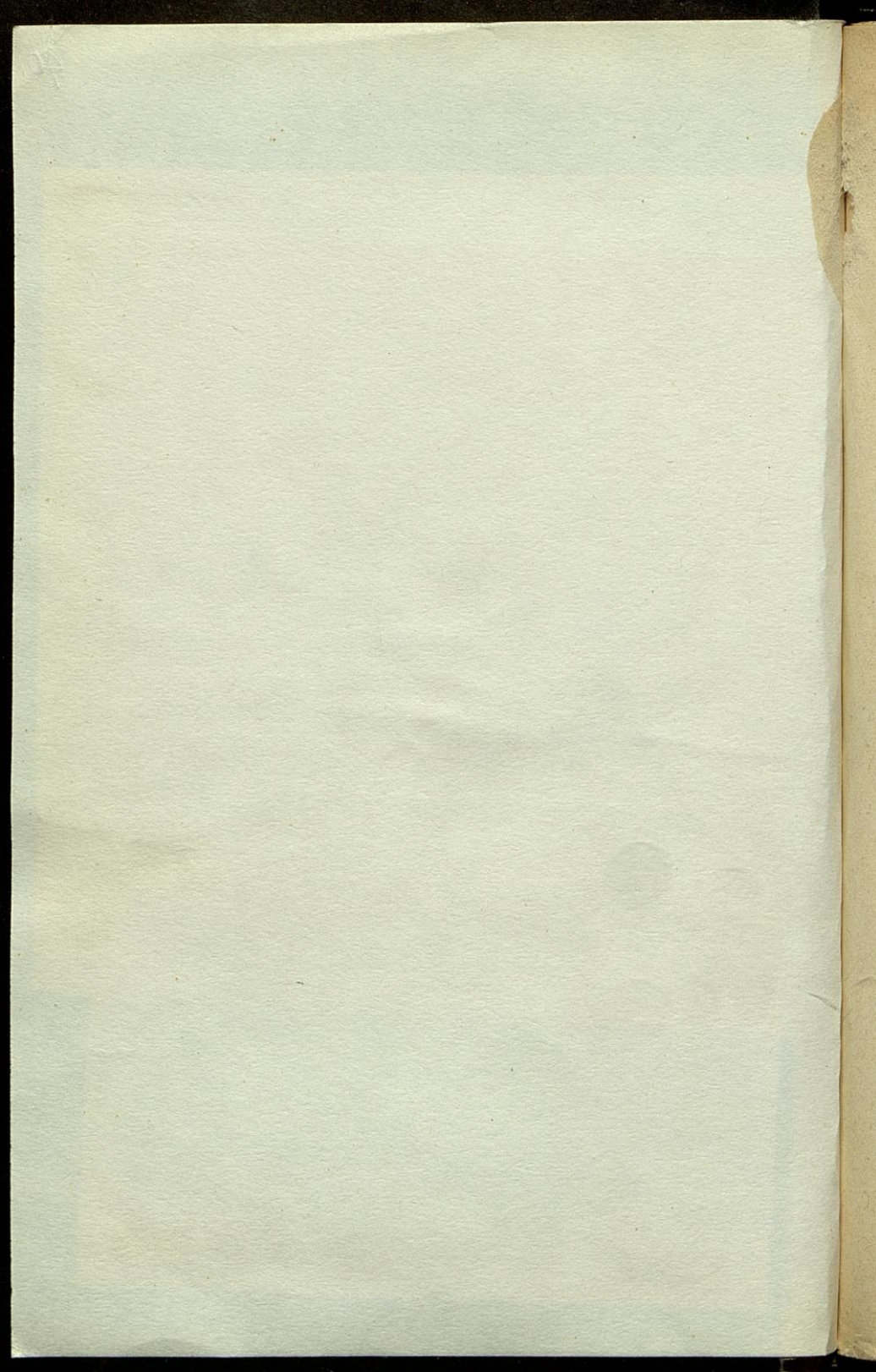
der dritten Person der Vokal überhaupt nicht genommen werden kann wie dem Indikativ der ersten (quäl) und gar dem Imperativ (mach), dessen Vokallosigkeit ja eine an und für sich richtige Form ist. Daß der Konjunktiv als solcher das e nicht entbehren kann, deckt sich ganz und gar mit der Auffassung, daß hier eben ein nachdrücklicherer Ton gegeben ist. Jener wäre völlig entwertet, wenn durch »quäl« und »bleib« das Ganze in das Tempo gemächlicher Spruchweisheit gerückt würde. »Ist's« und »sei's« ist nicht nur aus demselben Gefühl gerechtfertigt, sondern wieder auch von außen her damit, daß — abgesehen von dem bedenklichen Lautbild eines »ists« und »seis« — das darin voll empfundene und im Folgenden gesetzte »es« nicht verschluckt werden könnte. Der mir unbekannt und anonyme Schreiber des Briefes, eines der erwünschtesten, die ich je erhalten habe, gehört dem Briefpapier nach der »University of Kansas« an. Mir erscheint die Mücke, die da über den Ozean kam, noch beträchtlicher und wunderbarer als der Elephant, der ihn kürzlich überflogen hat. So bin ich: so ist's, so sei's, so bleib' es allzumal.

*

Natürlich könnte ich weit ergiebigeren Zweifel selbst in Fülle beisteuern. Es gibt ja keine Zeile, über die ich nicht einen Aufsatz schreiben könnte, und es ginge, da die Sprachprobleme sich durch Knospung fortpflanzen, in einen Zaubergarten, aus dem es kein Entrinnen gibt.

* !

+ w w w



wenn als der Sachverhalt bloß ihre Möglichkeit resultiert, wo ihre Wirklichkeit nicht nachprüfbar war. Daß es gedruckt werden konnte, beweist doch, daß die Welt sich zutraut, und wenn die Zeitung gelogen oder entstellt hat, so tritt zu jener Möglichkeit die journalistische Wirklichkeit noch hinzu. Indes ist nicht jene Lüge die gefährlichste, welche ein Tatsächliches vorspiegelt, das im Einzelfall nicht gegeben ist, sondern diejenige, die die Welt so weit gebracht hat, es ihr zu glauben.

Ein Reinigungsprozeß

im tschechischen Literatentum, an dem sich das deutsche ein Beispiel nehmen möge, ein Fall, der zugleich ein Unikum als Vergehen wie als Sühne ist, verdient Beachtung. Eine neue tschechische Revue ‚Apollon‘ hatte den folgenden Brief geschrieben:

V Praze, dne 29. srpna 1924

An Herrn Karl Kraus,
Publicist

Ich erlaube mir hiemit Sie »offiziel« einzuladen zur Mitarbeit in der Künstlerischen Revue »Apollon«, die ich mitredigiere. Die erste Nummer des neuen Jahrgangs erscheint den 2. Oktober d. J. und es wäre mir sehr lieb, wenn ich schon in dieser Nummer etwas von Ihnen hätte. Das Honorar beträgt bei uns 1 Kč für eine Reihe Garmonddruck. Ich erwarte Ihre gefällige Antwort und empfehle mich

für
Redakce Revue
»Apollon«

Darauf wurde geantwortet:

Sie laden Herrn K. K., »Publicist«, zur Mitarbeit an Ihrer Revue ein, und zwar wie Sie ausdrücklich bemerken, »offiziel«. Es wäre Ihnen »sehr lieb, wenn Sie schon in der ersten Nummer etwas von ihm hätten«, wofür Sie als Zeilenhonorar 1 Kč, also etwa den Betrag, den der Lokalreporter einer Wiener Zeitung zu erhalten pflegt, anbieten. Wir geben Ihnen aber die Versicherung, daß nicht die Geringfügigkeit dieses Honorars den Abhaltungsgrund bedeutet, sondern daß Herr K. K. auch nicht für ein Zeilenhonorar von 1000 Kč und darüber in der Lage wäre, »etwas« auf Wunsch zu schreiben; was den Lesern der Zeitschrift, für die er schreibt, immerhin in fünfundzwanzig Jahren bekannt geworden ist.

Hochachtungsvoll
Verlag »Die Fackel«

der anderen insgeheim praktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abschwellenden Absonderung zerbrochener Charaktere, stürzte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinsstörung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistesigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverborene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverflüchtigung vorbel und die Epoche der Nervositätsanbelung begraben ist. Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommenen, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungeneheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

in der K. u. K. Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart auftritt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heile wieder wie im «Spiegelmenschen». Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem praktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklammerungen durch so fahre angebetet hat, zwar eine Kinderslube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Diese Antwort druckte nun, unter dem Titel »Honorář Karla Krause«, die Zeitschrift (II. 1., 1. Okt. 1924) ab und fügte eine tschechische Übersetzung hinzu, die rückübersetzt folgendermaßen lautet:

Geehrte Herren!

Ich würde Ihnen schreiben, aber wir Wiener Leute brauchen Honorar. 1 Kč ist wenig, gar zu wenig. Wollen Sie mehr geben — bitte — wir werden schon handelseinig werden. Bis dahin seien Sie nicht böse. Ihr

Karl Kraus.

— Übersetzt vom Redaktionsrat. —

Über diese Konzentration von Albernheit und Unsauberkeit (die abermals dem »Publicist« zugeschickt wurde) hat unter dem Titel »Eine besserungsfähige Übersetzung« die ^{offizielle} Prager Presse (8. Okt.) eine längere Notiz veröffentlicht, in der zu einer Zusammenstellung der Antwort und dessen, was der »Redaktionsrat« daraus gemacht hat, das folgende gesagt wird:

Als erfahrene Fachleute auf dem Gebiete der Germano-Slavistik müssen wir dieser Übersetzung das summa cum laude versagen. Wir haben nicht die Möglichkeit, festzustellen, was zu der Fehlübersetzung geführt hat, ob der typische pathologische Umfall der Verschmähten oder eine entwaifnete Ahnungslosigkeit. Wohl aber halten wir es für unsere und der tschechischen geistigen Öffentlichkeit Pflicht, die Redaktion der Revue aufmerksam zu machen, daß die Fehlübersetzung den guten Ruf der tschechischen Publizistik in Frage stellt und sie mit der Gleichstellung mit der verworfensten Pressaille der Welt bedroht. Die Revue kündigt Beiträge tschechischer Autoren von gutem Namen an. Unter ihnen sind einige, die recht gut imstande sind, das Ungeheuerliche des Falles zu ermessen. — — Ein hoffentlich reines Tormentum über die Notwendigkeit zu belehren, daß man die Muttersprache eines Autors, dessen Beiträge man in dem Verlagsprospekt ungefragt angekündigt hat

(Das auch noch!)

so weit beherrschen muß, damit keine Fehlübersetzungen zustandekommen, die aus der eigenen Muttersprache des Redaktionsrates jene Kalibans machen. Wir glauben, daß diese Sprachlektion und ihre Effikazität die Vorbedingung für die Mitarbeit dieser Mitarbeiter bilden und die gelährige Auffassung und verbesserte Übersetzung des Redaktionsrates für jeden tschechischen Geistigen jene Forderung darstellen muß, von deren Erfüllung die fernere Beachtung der Zeitschrift abhängt. Bis dahin ist das sonstige Kulturleben zurückzustellen. Weil es nämlich in diesem Kulturleben nichts geben kann, was wichtiger wäre, als die Art und Weise, wie man sich hierzulande zu einem europäischen

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Paria's ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu?

Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Phänomen einstellt — wie man eine Zuschrift und mit ihr sich selbst erledigt. Zuerst kommt der philologische Rohbau und die richtige Übersetzung einer verdienten Zurechtweisung, dann ertöne die Leier Apollos. Die Mitarbeiter haben das Wort.

In der Abendausgabe desselben Tages ~~nahm das Blatt von einem~~ Artikel der 'Tribuna' (8. Okt., »Literaten« von Augustin Bosák) ^{Handwritten: H. K. K. nicht die, diese Person ein} ~~Notiz~~ in dem es heißt:

— — Selbst von den jungen und jüngsten Herausgebern einer tschechischen literarischen Revue kann erwartet werden, daß sie wissen, wer K. K. und seine 'Fackel' ist. Sie konnten wissen, daß K. K. kein »Publizist« ist, den man auffordern kann, daß er »etwas« schreibe. Woher diese jungen Herren aber den traurigen Mut nehmen, ihm Gewinnsucht beim Schreiben unterzuschieben, einem Menschen, der seit Kriegsende teilweise und auch zur Gänze die materiellen Erträgnisse seiner Vorträge, Publikationen usw., die Hunderttausende unserer Kronen betragen, den edelsten humanen Zwecken gewidmet hat, das ist schwer zu begreifen.

Wenn ein Blatt oder eine Wochenschrift jemanden zur Mitarbeit auffordert, hat es doch vielleicht eine Vorstellung von dem Menschen; man wird vielleicht in ganz Europa kaum einen Schriftsteller finden, welcher seinen Lesern eine so genaue Rechnung über sein Leben und Wirken gelegt hat wie K. K. in seiner 'Fackel' die er bereits 25 Jahre herausgibt, die er ganz allein schreibt und in der er keine Inserate duldet.

Für den tschechischen Literaten gibt es keine Entschuldigung für die Rüpelei gegen einen der größten deutschen Autoren der letzten Jahre, gegen den Menschen, welcher es verstanden hat, mit Österreich, solange es war, und mit dem Weltkrieg solange er dauerte, sich auseinanderzusetzen wie K. K. in seiner 'Fackel' und in »Die letzten Tage der Menschheit«. — —

Damit aber neben der gesellschaftlichen Rüpelei auch die literarische Unart und Arroganz nicht fehle, bezieht der Verlag der Revue K. K. unter den Begriff »Wiener Leute« ein.

Es handelt sich mir nicht darum, für K. K. einzutreten — der ist mit Leuten von größerer Potenz fertig geworden —, aber es ist notwendig, die gesellschaftliche und literarische Unziemlichkeit und Unerzogenheit zurechtzuweisen, die, zum erstenmal in der tschechischen Presse, an einem der wenigen wirklichen europäischen Menschen begangen wurde.

Ein trauriges Primat für die Revue 'Apollon'.

War schon dieser Freimut der Ablehnung einer nations- und standesgenössischen Missetat bemerkenswert — wann wäre dergleichen in Berlin oder bei den »Wiener Leuten« erfolgt —, so geschah nun ein Akt publizistischer Selbstreinigung, der den

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil, macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heißen wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Das ist ein
7 usw —
Kloster
red

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit... Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will: Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

gegen die Zivilisation Mitteleuropas angehoben hat. Vor fünfundzwanzig Jahren, als er in der 'Fackel' seine Angriffe begann, gegen das Unrecht der Justiz, gegen das Phrasentum der Literaten, die Verderbtheit der Presse, die mechanische Demokratie, die gedankliche Verwaschenheit des Liberalismus, die Unmenschlichkeit des Heeres, die Blödheit der Monarchie, den österreichischen Schlendrian, das preußische Supakentum (?), die dekorative Lyrik, die sexuelle Verlogenheit, die Stumpfsinnigkeit literarischer Historie, die Gefräßigkeit der Industrie, die Erbärmlichkeit des Handels, gegen das ganze Gesellschaftssystem, das aus dem Leben ein Leben des Scheines macht, der zwischen Phrasen und Unersättlichkeit taumelt, war es nur wenigen Personen, die die schreckliche Kraft seiner Sprache zu schätzen verstanden, offenbar, daß hier eine sittliche Flamme emporloderte, die in der Geschichte unter die reinsten und stärksten eingereiht werden wird. Das war nur wenigen Einzelnen offenbar. Von der Zeit ist K.'s Stimme nicht schwächer geworden, seine Ausdauer hat nicht nachgelassen, sondern sie ~~sind~~ immer stärker geworden, ⁴⁷erinnernd an die sittlichen Propheten von der Art der Kierkegaard und Pascal. Jetzt ist die Arbeitsstätte K.'s, in der der vereinsamte Geist Tag für Tag arbeitet, ohne einen Augenblick des Aufatmens zu kennen, durch 16 Stunden täglich, die Schmiedewerkstätte des Menschen. Einst arbeiteten an seiner 'Fackel' Schriftsteller mit wie Wedekind, Strindberg, Gerhart Hauptmann (?), Peter Altenberg, Weininger, Heinrich Mann, Richard Dehmel, Adolf Loos und einige Schüler. Heute steht K. vereinsamt und in die 'Fackel' kommt außer Zitaten von einigen verwandten Geistern nichts, was nicht aus seiner Feder ~~ist~~. Aber doch etwas: Auszüge aus Zeitungen, Inseraten, literarischen Werken, die, von ihm zitiert, das Angesicht einer grotesken Posse gewinnen, den Ausdruck der Lüge, der Phrase und der Schamlosigkeit, der in ihnen tatsächlich ist; an diesen Zitaten hat er dokumentarisch die unwürdige und unmenschliche Art des zeitgenössischen Lebens aufgefangen; diese Zitate sind Angriffe auf das Leben. Es gibt keinen unter den zeitgenössischen Literaten, der von K. zitiert werden möchte. Sei es auch ohne Bemerkung; denn ein Wort, das sich in der 'Fackel' findet, atmet ein anderes Leben, zeigt seine Nieren und das wahre durch nichts maskierte Wesen. Niemand hat die Welt, die Nichtigkeit dessen sehen gelehrt, was die zeitgenössische Literatur heißt, hinter der nicht die Wahrheit steht, in der nicht das Blut fließt, in der nicht wirklich ein Herz schlägt und nicht ein wahrhafter Mensch ringt, als K. K. Was er da mit den Kundgebungen seiner Gegner tut — deren immer weniger sind, denn heute gibt es niemanden mehr, der es mit K. versuchen wollte —, das ist herrliche Inquisition und folternde Wortprobe; K. spannt das Wort auf die Leiter und drückt ihm die Knochen und zerquetscht ihm die Glieder, bis es selbst zugeht, daß es in Lüge geboren wurde. Dann wird es auf den Scheiterhaufen geworfen mit samt seinem Schöpfer. Die Fantasie, die ihn bei diesem Tun erfüllt, ist die Bildhaftigkeit mittelalterlicher, religiöser Fanatiker. Aber ein Gott ist K. die Sprache, nicht der Vermittler der

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit... Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverflüchtigung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Verständigung, sondern die Brücke zum verborgenen Weltgedanken. K.'s Logik in diesen Marterprozeduren der Sprache ist unzerbrechbar, ausdauernd bis zur Ermüdung und genau wie die feinste chemische Wage. Nichts was rhythmisch durch Farbe, Länge des Lautes, Verknüpfung des Buchstabens nicht ganz musikalisch, genau und logisch im Geiste der Sprache ist, ist wahrhaft und genau im Geiste der Sache. Sache und Wort sind untrennbar, denn am Anfang war das Wort. In einer noch nicht dagewesenen Leidenschaft seines Werkes, einem Feuer, das entsetzlich ist, einem Witz, dem man nichts Ähnliches an die Seite stellen kann, hat K. eine solche Oberherrschaft über die Sprache gewonnen, der er allerdings dient, daß er aus dem steifen Deutsch ein vollkommenes Werkzeug der Prosa und des Verses gebildet hat. Es ist blendend, welche burlesken, phantastischen, pathetischen, stürmenden, vernichtenden und verherrlichenden Töne er mit seinem Spiel auf einem einzigen Laut hervorzulocken versteht. Tragödien und Possen, Feerien transparenter Worte spielen auf seinem Aphorismus, seiner Satire, seinem Zitat. Dasselbe Wort in vielfältiger Variation hat hundert Gesichter, bis man in diesem wollüstigen Karneval für eine Weile vergessen kann, ein wie ernstes menschliches Spiel dieses Spiel ist.

K.'s Sprachgenius, der sich allerdings auf die tragisch ewige Würde stützt, ist vornehmlich auf das Hören eingerichtet. Seine auf das Hören eingestellte und rhythmische Darstellungskraft ist derartig, daß er sich in seinem phantastischen Drama »Die letzten Tage der Menschheit« fast jeder »Psychologie«, jeder »Handlung« enthalten konnte, und doch nur durch rhythmische Bildhaftigkeit, in hundert Abschattungen des Dialekts, ein groteskes und mitreißendes Bild der Kriegswelt erzielte. Es ist das der Gipfel seiner Antikriegstätigkeit, die man gleich schätzen kann mit allen revolutionären Taten dieser Zeit, selbst mit den mutigsten. Es ist das ein großer, heute schwer verständlicher Heroismus, mit dem sich K. im Zentrum Österreichs selbst gegen den Kriegswahnsinn gestellt hat. Was für eine Kraft hat da die Wiener militärische und bürokratische Welt geblendet, daß es möglich war, das alles im Krieg zu schreiben und zu veröffentlichen?*) Für ein kleines Tausendstel einer solchen Revolte mußten hunderte Leute am Galgen hängen oder wurden ins Gefängnis geworfen! Unaufhörlich, indem er ein Heft nach dem andern hinauswarf, in Prosa und Versen, im Couplet und Drama, durch Aphorismus und umfangreiche Visionen stellte K. wie in blendenden Zeichnungen das Ende dar, das der zentralen Übermacht entsteht. Im Hintergrund zeichnete sich der Untergang der Welt ab, die sich auf dieser höllisch geneigten Ebene befand. Aber nicht nur mit dem gedruckten, auch mit dem gesprochenen Wort wagte sich K. in die Höhle des Löwen selbst. Wie viel Haß loderte da, aber zugleich wie viel zarte lyrische Inbrunst in seinen Versen! Welches Pathos erhob sich da in skeptischer Zeit! Welche Phantasmagorie von Gestalten der Tragödie auf vielen hunderten

Vgl. dazu S. \ddagger

151 mff.

Abm.??
ju.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Wunden-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Seiten, die immer nur mit dem Wortfall aufgefangen waren! Offiziere und Adelige, Sektionschefs und Prostituierte, Generale und Journalisten, Kaufleute und Dichter, Korrespondenten und Sänger, hunderte Personen und Situationen reihen sich in einem Fluß aneinander und gestalten das schließliche Bild, in dem der Chefredakteur der 'Neuen Freien Presse' — der Antichrist — inmitten der übrigen Hyänen das Leichenlied der Zivilisation heult. Es wurde während des Krieges kein mächtigeres Werk geschaffen! Bis kommende Menschen die perversen Schrecken des Krieges und die verkrümmte Menschheit derjenigen, die ihn gemacht haben, nur vom Hörensagen kennen werden, wird dieses Werk ein Bild der Zeit hervorrufen mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, wie sie vollkommener nicht gedacht werden kann.

Leider ist K.'s Werk wegen seiner sprachlichen Eigenheit zum beträchtlichen Teil unübersetzbar. Zu einem gewissen Teil kann es großer Hingebung und dichterischer Kunst gelingen, es wenigstens teilweise zu verdolmetschen. Es ist das eine komplizierte und beschwerliche Lektüre, aber von solcher Art, daß schon ihretwegen die Jugend die deutsche Sprache lernen sollte. Sie wird nicht nur den größten deutschen Prosaschriftsteller kennen lernen, sondern auch eine Persönlichkeit, die in bewunderungswürdiger Verlassenheit ein moralisches Feuer ist, das unter den zeitgenössischen Schriftstellern solchem Ernst in Vergessenheit geraten ist. Eine Probe des Geistes, dessen jede Vibration vor der ganzen Mitwelt öffentliche Rechnung legt, und sie legen kann, auch dem empfindlichsten Drakonismus. K.'s Wort ist kein Prunkstück literarischer Eitelkeit. Es ist ein Aufschrei eines von den wenigen Gerechten, auf deren Schultern Wahrheit, Ehre, Mut, Ausdauer und Gerechtigkeit dieser Welt ruht. Seine verschreiende Satire hat die Züge der alttestamentarischen Propheten inmitten einer Zeit, deren Moral und Leben auf dem Hund sind.

1 (?)

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen, raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt spärliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Siedel von Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wohlwollen ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Novy

ab 73

Das Ausland und die Verschwörung des Schweigens

'Europe', Revue mensuelle (Nr. 19, 15 Jouillet 1924, Paris) bringt den folgenden Aufsatz:

Chronique Autrichienne. — Karl Kraus et sa Fackel (flambeau).

En France on ignore jusqu'au nom de ce puissant poète et écrivain satirique. C'est ce qui me donne le coeur de vous en parler brièvement. Les notions vagues et incomplètes que je pourrai suggérer aux lecteurs d'*Europe* prépareront les voies à une connaissance plus exacte et vaudront toujours mieux qu'une ignorance injuste et sans profit.

Elle s'explique: le journalisme allemand, discipliné, a organisé le silence autour de l'oeuvre de son mortel ennemi, et, en elle-même, toute européenne qu'elle soit par l'envergure et la portée morale, cette oeuvre se trouve rivée au tréfonds de la vie intellectuelle de l'Allemagne et surtout de l'Autriche; elle s'est incrustée si loin dans les plus délicats replis d'un parler local — celui de Vienne et, parfois, celui de Berlin — qu'elle en devient intraduisible. L'effort toutefois en vaut la peine. Si l'on ne craint pas de se blesser aux doigts, à vouloir déloger une plante épineuse aux profondes racines, on a chance d'emporter de grandes mottes de son sol.

Je m'évertuais un jour à expliquer en français quelques passages de l'âpre prose de K. K. Echec apparent. Mon essai de version cependant ne restait pas sans fruit: chaque ligne, chaque tour et détour de phrase, au cours de cette explication laborieuse (il a du Péguy dans la physionomie littéraire de K.) amenait des digressions sur une foule de choses allemandes et autrichiennes qui, la plupart du temps, se trouvaient être des choses européennes affublées d'un costume national. On pourrait répéter, à propos de K. K., le mot de Goethe sur le satirique Lichtenberg (autre grand inconnu): »Là où il fait un bon mot, cherchez un problème.«

L'Autriche, — voilà le plus palpable des problèmes que la *Fackel* explique et qui l'expliquent. — — —

(Folgt eine Seite, die diese Beziehung zum Gegenstande hat und ein Bild des alten Österreich, mit Kürnberger, Schöffel und Daniel Spitzer, entwirft.)

Les causes humaines et trop humaines sont l'unique préoccupation de K. K. Depuis plus d'un quart de siècle il y projette la lumière cruelle de son *Flambeau* (revue paraissant librement quatre ou cinq fois par an et qu'on s'arrache. Son tirage dépasse celui des autres périodiques allemands).

Depuis longtemps K. K. écrit seul sa revue, si ce n'est qu'il cite, avec les rares écrivains qu'il admire, les victimes de sa verve coléreuse. Et croyez qu'il a la citation meurtrière, foudroyante; bien souvent, par ce seul moyen, sans commentaire, il met en évidence la vilénie, la veulerie, la grossièreté ou la fatuité de ses personnages. Ses lecteurs voient avec ses yeux, entendent avec ses oreilles ce qu'on leur débite dans les journaux de Vienne, et sur telle élucubration ennuyeuse de la *Neue Freie Presse*, passent un bon moment.

D'année en année il a rétréci son champ de bataille. Sauf quelques raids, de temps en temps, il paraît attaquer le seul journalisme de toute sa vigueur; il en fait le bouc émissaire de tous nos maux. Mais, puisque tout se tient, c'est par là qu'il atteint, en fin de compte, la vraie gangrène de l'Europe. En vérité les pauvres sires qu'il démolit l'intéressent peu comme individus: c'est aux types généraux qu'ils représentent qu'il en a.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

125
18

PY
12

Pour donner une idée concrète des objets qu'il vise, il suffit de dire un mot de « l'Affaire des Croix » d'où il vient de sortir victorieux après un rude combat. Ne songez pas à des croix de guerre; il s'agit de publicité camouflée. Une loi nouvelle, promulguée par les social-démocrates, enjoint aux journaux d'Autriche d'indiquer clairement si les articles qu'ils publient sont payés, sont, oui ou non, des annonces. Les grands feuillets bourgeois s'égimbaient, essayaient de trouver un biais pour conserver à leur contrebande un air de ne pas avoir l'air. On convi^{nt} enfin entre éditeurs de marquer d'une petite croix les annonces honteuses; on comptait sur le lecteur distrait ou naïf qui prendrait ce signe pour l'estampille d'un collaborateur — *in hoc signo vinces*. Mais on avait compté sans K. K. qui a profité de cette occasion pour mettre en évidence, une fois de plus, la vénalité de ces feuillets publiques et pour arracher leurs voiles pudiques . . . Il va sans dire que, comme Péguy, K. K. n'a jamais fait aucune sorte de publicité, en dehors de sa revue, et que cette revue ne prend pas d'annonces; jamais il n'a envoyé un exemplaire aux journaux ou revues, il a beau jeu de railler les lourdes machines à annonces. Il a fait flèche de toute locution allemande qui parle de croix pour arder les pauvres victimes; et Dieu sait s'il sait tirer parti de sa profonde connaissance de la langue allemande et de ce don plutôt juif, mais qu'il possède à un degré unique, du calembour acéré qui tourne et retourne avec la rapidité de l'éclair n'importe quelle image ou locution pour en étourdir l'adversaire et l'en assommer au bon moment. Survint une décision judiciaire plutôt favorable aux journaux. K. K. n'hésita pas un moment à prendre à partie le juge. Retiré du monde, vivant en trappiste, répétant sur la couverture de chaque numéro la défense expresse de lui envoyer livres, journaux, coupures, lettres, informations, comme par miracle il se trouve merveilleusement informé dès qu'il en a besoin pour terrasser un adversaire. Il eut vite fait de découvrir au juge en question de compromettantes attaches avec le monde du théâtre et par conséquent avec la presse — et tout en évitant l'accusation directe de partialité — impossible à prouver, il fit tant que, à l'heure qu'il est, ce juge ne juge plus et que les journaux sont forcés d'encadrer leurs annonces de première et deuxième page d'une déclaration qui met les points sur les i. Tout cela, de loin, a l'air d'une vètille, d'une donquichotterie — mais rien n'est plus faux. K. K. examine une cuillerée d'eau à la loupe pour prouver que l'étang est pourri où il l'a puisée.

Les malheurs de ces temps lui ont fourni le plus grand sujet de satire générale. Pendant la guerre, avec une rage contenue — toute juste pour sauver quelques pages de la terreur blanche de la censure — il a fait preuve de grand courage moral; dans les papiers du ministère, après la révolution, on a trouvé le dossier de l'accusation pour défautisme qu'on allait lancer contre lui à la fin de 1918. Au lendemain de la guerre il a publié *Les derniers jours de l'Humanité* (*Die letzten Tage der Menschheit*), énorme suite dramatique qui, en acuité morale dépasse toute la littérature de guerre allemande et bien des autres. Si mille traits acérés risquent de glisser sur le lecteur peu au fait des choses d'Autriche, mille autres lui iront droit au coeur;

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

il notera la profonde ressemblance des tous les fauteurs et profiteurs de guerre. La note spéciale, écoeurante, dans le cas de l'Autriche, c'est bien l'absence de passion véritable (sauf pour le Tyrol et les Yougoslaves combattant l'Italien) dans son délire guerrier. Avec une rage patriotique bien factice — et le doute logé au coeur de ses dirigeants — elle déclenche une catastrophe pour rattrapper, dans le sang, un siècle perdu. Quelles grimaces de violence à froid! Aucune n'a échappé à K. K.

A côté de l'enfer grouillant, puissant, innombrable, de K. K., j'évoque la grâce grêle de *Liluli*. Je trouve que les deux ouvrages dus à deux consciences des plus hautes de cette vieille Europe se complètent étrangement: K. fait le tour de toute la méchanceté, la lâcheté, l'égoïsme déchaînés par la grande catastrophe, et repousse toute idée de «circonstances atténuantes». Romain Rolland, lui, ne voit que les choses que K. K. s'acharne à nier; il relègue au fond les bêtises et les convoitises criminelles pour s'attacher, avec une fantaisie qui serre le coeur, à peindre les pièges tendus par les fauteurs de guerre à ce qu'il y a de plus noble en notre jeunesse. Que d'héroïsme gaspillé, que de générosité dont ont eu raison les mensonges sonores des grands mots traditionnels! Si Romain Rolland se moque cruellement du Bon Dieu, K. K., lui, embouche la trompette du Jugement Dernier. Il est dur, injuste et magnifique d'ardeur à l'exemple du Dieu courroucé forgé par le génie de ses ancêtres juifs et de leurs prophètes.

Devant des salles combles K. K. fait lui-même la lecture de ce qu'il écrit. Grand corps voûté, visage blanc et doux d'ascète, voix tranchante et sonore, art consommé de diction dramatique, public de fervents respectueux, K. K., lui aussi, a le respect de son public: il ne lui dira pas deux phrases improvisées. Un jour, il lui est arrivé de ne pas trouver parmi les papiers qui couvraient son pupitre une pièce des vers qu'il devait lire; pendant cinq minutes (?) — interminables — il infligea à quatre cents personnes la petite torture de le voir retourner ses feuilles. Peu de sourires, à peine un petit bruissement énervé... ce qui a valu aux coupables, dans la prochaine *Fachel*, une verte réprimande.

Poète, K. K. révèle dans des pièces très travaillées une sensibilité exquise et tourmentée qui, dans sa prose blindée, réussit à se dissimuler la plupart du temps. Mais toute sa satire n'est que le contre-coup des tressaillements douloureux d'un coeur affamé de justice et qui souffre de toutes les souffrances. Depuis le mois de juillet 1922, du produit de ses lectures il a versé à des oeuvres de bienfaisance la somme de 124.623.747 couronnes

Paul Amann.

*

der anderen in Geheimen paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störende auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinsstauschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistesgigantik und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeltverrichtung vorbel und die Epoche der Nervositätsarbeitung begraben ist. Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommenen, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Brettenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart auftritt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmannsch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zetaler leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkaußulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Um Nestroy

Sark. F. H.!

Wohl der einzige Ertrag des Theaterfestes war die von mir angeregte Aufführung von Nestroys »Eine Wohnung zu vermieten« (mit der Musik von Viktor Junk), jenem theatralischen Meisterstück, das von der zeitgenössischen Kritik totgetreten wurde und seit damals nicht auferstanden war. Die Verantwortung des Regisseurs/ (die ich ursprünglich nicht abgelehnt hatte) zu übernehmen, war mir im unverschuldet späten Zeitpunkt meiner Rückkehr nach Wien und wegen der konkurrierenden Unzuverlässigkeit des Theaterwesens und des Festlebens unmöglich; auch hätte ich mir nicht das Verdienst der schon damals sichtbaren szenischen Leistung aneignen können, die der Direktor Jarno bis zu einem für die heutigen Verhältnisse des Sprachhumors erstaunlichen Gelingen vollführte. Die Presse versuchte nicht den Durchfall ihrer kritischen Vorfahren zu wiederholen und war teils mit wohlwollender Dummheit an der Sache interessiert, teils mit einer gewissen Verstimmung, die Nestroy meinen Anteil an der Aufführung entgelten ließ. In anderem Sinne wurde auf diesen an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet hätte, im Neuen Wiener Tagblatt, hingewiesen:

Undankbar und ungerecht wär' es, desjenigen nicht zu gedenken, der den schönen Nestroyabend im Lustspieltheater veranlaßt, den literarischen Wert und die Bühnenmöglichkeit des von allen übersehenen Possenspieles scharfäugig erkannt hat. Karl Kraus, der für Johann Nestroy so viel getan hat, wie einst für Wedekind und Strindberg, der ihn durch sein geschriebenes und gesprochenes Wort zu neuen Ehren erweckte, ist an »Eine Wohnung zu vermieten . . .« nicht achtlos vorbeigeschritten. Er hat das Werk nachdrücklich zur Wiederaufführung empfohlen, sich dafür eingesetzt und verbürgt. Beratend, gelegentlich auch führend, leitete er die Schauspieler auf den einzig richtigen Weg und hielt sie auf ihm fest.

Wenn es undankbar und ungerecht wäre, dieses Falles nicht zu gedenken, so ist damit die Wiener Presse aus ihrer Mitte heraus charakterisiert. Und es gibt immer noch Schwachköpfe, die glauben, daß ich Anerkennung reklamiere, wenn ich die Schmach einer wertvergessenen Kritik an dem stärksten Beispiel, das zu

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstauschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wertvoll.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistes- und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbenes Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverflüchtigung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlingeneit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart auftritt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abhängen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstags eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

übersehen ich nicht befangen genug bin, immer wieder feststelle. Mein Verdienst um diese Aufführung, die Entdeckung des Stücks, wäre wohl die kleinste aller künstlerischen Angelegenheiten, die für das tonangebende Pack nicht vorhanden sind, und die Leistung des Theaters war auch ohne meinen Beistand vorhanden. Die erfreulichste Überraschung der Cajetan des Herrn Kneidinger (eigentlich dem geborenen Nestroy-Spieler Oskar Sachs zugeordnet, der aber leider durch eine Verpflichtung zur Operette abgehalten wurde, sich von dieser einmal befreien zu lassen); erfreulich aber auch vieles andere, selbst wenn man es nicht in Vergleich bringt mit dem traurigen Jux des Burgtheaters, den mitzumachen ich endlich Gelegenheit fand, leider ohne den mit Herzklopfen erwarteten Herrn Treßler in der Hauptrolle zu erleben. Während es ihm sonst nur unmöglich war, den Weinberl zu spielen, war er diesmal auch verhindert. Trotz dieser Enttäuschung war es ein theatergeschichtliches Ereignis. Daß ein Ensemble, in dem heute — nebst der prächtigen Maria Meyer — Frau Lewinsky als eine wahre Meisterin dasteht, nur wenige Sätze bringt, die ganz von Nestroy sind, das wäre ja noch ein Glück. Aber was für einen Text die Leute sprechen und womit es ihnen gelingt, ein gut arisches Publikum zu Heiterkeitsausbrüchen hinzureißeln, das ist das Besondere dieser Aufführung. Herr Maierhofer, einer aus der Steiermark und eine gefährliche Konkurrenz des Herrn Dr. Bergauer, soll als Hausknecht Melchior einen Stein suchen, um ihn nach einem Fenster zu schmeißen. Er sucht endlos, da glaubt er, den richtigen erwischt zu haben, muß sich aber öfter die Hand an der Hose abwischen, und sagt: »s hat aber wirkli ausg'sehn wie a Stein!« Tumult im Hause, der sich erst legt, als Steirer den letzten Versuch macht, nun den richtigen Stein erwischt und das Fenster trifft. Das ist Nestroy, auf Burgtheaterverhältnisse angewandt. Ich glaube, der Prunkvorhang mit den ehrwürdigen Gestalten, den ich seit so vielen Jahren wiedersah, werde dem Spuk mitten in der Szene ein Ende machen und dafür im Zwischenakt vor Scham in die Höhe gehen. Doch in der Ehrengalerie des Foyers hängt zwischen den Porträts der großen Meister das dreimal so große des Herrn Reimers, der vor den Anschütz, Fichtner, Wolter, Sonnenthal, Hartmann auch den Vorzug genießt, »Ehrenmitglied« zu sein. Ja, die Zeit ändert viel, heißt es bei Nestroy. ~~Aber auch~~

H. *aus dem* :

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlösen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

— 80 —

Da hab i scho gnuat. Zusatzstrophen in Fülle, wenn sich das Burgtheater entschließen wollte, auch den »Talisman« zu spielen, mit Herrn Treßler als Titus.

Sehr apart war die Kritik des zionistischen Blattes:

Die Wiener sollen sich ihres lieben, feschen Johann Nestroy erinnern und darum hat Jarno, in allen Sätteln gerecht, die harmlose Posse »Eine Wohnung zu vermieten« serviert, und das für unseren Geschmack veraltete Stück durch reizende Inszenierung und flottes Tempo einem Publikum mundgerecht gemacht — — Vor fast 100 Jahren hat das vormärzliche Wien Nestroys Wohnungsvermietungsspässe abgelehnt, nicht vielleicht gewisser harmloser Anspielungen wegen, sondern vermutlich deshalb, weil es nicht viel zu lachen gibt — — kein schlagkräftiger Humor — — die über die toten Dialogstellen und langweiligen Tiraden hinweghelfen — — Nestroys Humor, der mehr im Gemüt als in der Dialektik wurzelt, wurde, so weit die schwache Posse es zuließ, trefflich herausgebracht. — — Es war eine Auferstehung, wenn auch nur für ein paar Stunden.

Es wurde 14 mal gespielt. Ich glaube, Iherings Faktor hat Nestroy einmal so als ein fideles Haus angesprochen, nur mit weniger Einschränkungen als der zionistische Kollege, welcher Guschelbauer doch vorzuziehen scheint. Der liebe fesche Johann Nestroy erinnert mich an ein Gespräch mit einer Wiener Komtesse (einer von jenen, die wieder Herr Fritz Engel vom Berliner Tageblatt beim Auftreten Girardis im Burgtheater die Wiener Fiaker umarmen sah). Es war vom Engadin die Rede, von Sils-Maria und der Nietzsche-Insel, die sie auch kannte. Bei der Erwähnung dieser Gegend sichtlich gerührt, sprach sie die Worte: »Der guate alte Nietzsche!«

Der Kunstverlag Anton Schroll & Co. teilt mit, daß er mit dem Erscheinen seiner von Fritz Brukner und Otto Rommel besorgten kritischen Gesamtausgabe Nestroys nicht zurückhalte und daß die beiden ersten Bände (Zauberspiele I. und II. Teil) nach mehrjährigen Vorarbeiten soeben erschienen seien.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit... Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Der Herr Werfel hat mich nicht
benutzt, um mich zu verletzen.
* * *

Der Herausgeber der zweiten, noch in Vorbereitung befindlichen Ausgabe, Leopold Liegler, meint mit Beziehung auf einen andern Satz in jenem Vorwort zu den „Bohemia-Kritiken und mit Anerkennung des Verdienstes, Bernhard Gutt's wertvolle Charakteristiken der Vergessenheit entrissen zu haben, daß auch die vielen literarischen Wiener Blätter des Vormärz, welche Berichte über Nestroys Schaffen als Schauspieler und Dichter brachten, in den Wiener Bibliotheken wohl lückenlos erhalten sein dürften.

*

» — — In der Schlußbetrachtung über das Gastspiel erwähnt der Kritiker, daß Nestroy »in 19 Abenden 16 mal« in Prag gespielt hat, und Sie geben der Vermutung Ausdruck, daß es wohl 26 mal heißen solle. Nach den in den Kritiken enthaltenen Tagangaben umfaßte das Gastspiel den Zeitraum vom 11. bis 29 Juli 1844, also 19 Abende. Innerhalb dieses Zeitraumes hat Nestroy — wie gleichfalls aus den einzelnen Kritiken zu ersehen ist — bei 16 Vorstellungen mitgewirkt. Die Feststellung des Kritikers war also sachlich richtig und nur schlecht ausgedrückt.«

Offenbar verhält es sich so. Es lag, ohne Nachzählung, nahe, die »Abende« als Nestroy-Abende aufzufassen, zur Erklärung des scheinbaren Widersinns an das mehrmalige Auftreten an einem Abend (in Einaktern) zu denken und mithin den Druckfehler zu vermuten.

* * *

Ein Nestroy-Herausnehmer

Während jetzt fleißige Männer Nestroy herausgeben und sich bemühen, ihn zu restaurieren und aus den vorhandenen und vergriffenen Schleuderdrucken zu retten, wirkt in Wien ein emsiger Nestroy-Verstümmler, nämlich der Herr Siegfried Löwy. Indem er so tut, als ob er einen kostbaren Fund gemacht hätte, druckt er — natürlich im Neuen Wiener Journal, das sich von solcher Forschung angeheimelt fühlt — Couplets, rophen, die man kennt und in einem der D ucke nachlesen kann, und in einer Fassung, die von der bekannten nur darin abweicht, daß sie die Spuren originaler Verhuzung aufweist. Er hat für dieses literarische Verfahren zwei Methoden. Entweder er schreibt eine Strophe einfach nach der Stuttgarter Ausgabe ab und läßt einen Vers aus: diese Methode wurde ihm bei der Zitierung des Schlußgesangs aus »Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab« hier nachgewiesen. Oder

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich
 Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet einfleht sah.
 Nahe am Eingang,
 Weiter!
 wo die Kleiderhaken für die Garderobe stehen,
 an denen auch einige Sachen von den
 der zweiten noch in Vorbereitung befind-

Näher!

Ich sah weit entfernt vom Eingang

Weiter!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Absehnern,

mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Manteln und Schirmen.

Erzählen bitte!

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen?

zusammen.

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin

aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich

Körperung . . . Kundry . . . genaueste Phantasieschöpfung

Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Ver-

andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«

steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist,

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der

herrlichen Bereicherung hervorruft.

einer geahnten und ersahnten, aber dennoch ungeahnten

im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangene

von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, der

das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über

die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines

Hörer gelingt, kann sich gänzlich präsent

Der Schriftsteller, dem gleich ein Blick auf seine Leser oder

Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr

Burgtheater — und kommen so einander menschlich nahe.

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im

er geht gewissenhaft auf ein Manuskript zurück, welches er besitzt — das der Posse »Höllengang« —, und, um offenbar nicht nur die Leser, sondern auch sich selbst in dem Glauben zu erhalten, daß ein Manuskript Nestroys gleichbedeutend mit etwas Ungedrucktem von Nestroy sei, unterzieht er sich der Mühe, es zu entziffern und schlecht abzuschreiben, kurzum eine Fassung herzustellen, die beim Abschreiben vom Druck doch nicht ganz so unmöglich hätte ausfallen können. Und behauptet dann, es seien »Variationen eines und desselben Coupletthemas, bis Nestroy die richtige Fassung gefunden zu haben glaubte«. Es sind aber Variationen und falsche Fassungen Löwys. »So gleich auf der ersten Seite ein Zeitungscouplet«. Nestroy hat aber gar kein Zeitungscouplet geschrieben, sondern es ist bloß eine Strophe aus dem Couplet »Na, da müssen ei'm bescheidene Zweifel aufsteigen«, in der allerdings die Zeilen vorkommen:

In der Zeitung schreib'n s' viel,
Aber glauben kann's, wer will

was sich ganz gewiß auch auf das Neue Wiener Journal und dessen Nestroy-Forschungen bezieht. (Herr Löwy schreibt: »schreiben's«.) Später schien ihm ein neues Kometencouplet vorzuschweben, denn man findet den Entwurf: — —

Keine Spur, sondern es ist offenbar eine Halbstrophe jenes selben Couplets, die nun tatsächlich im Druck nicht vorkommt und darum nicht zu kontrollieren ist. Die Zeilen:

Heb nicht Wissenschaft und Ruaben
Zum astronomischen Turm

wären selbst dann unverständlich, wenn man für »Ruaben« »Ruhm« setzte. Dann gibt Löwy »nach dem vorliegenden Original eine Kostprobe« des »Aberglauben«-Liedes:

Manche fühlen einen Druck 's ganze Jahr
Und glaub'n, 's druckt die Regierung?
Was die meisten druckt, weiß ich recht gut:
Bei Tag die Schulden und bei Nacht die Trud.

Miserabel abgeschrieben. Der Reim auf »Regierung« ist verloren gegangen; wie sollte er aber vorhanden gewesen sein? Das Fragezeichen, das wohl keine Frage ausdrücken soll, sondern nur den Hinweis auf eine unlesbare Stelle, stammt von dem gewissen-

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im
 Burgtheater — und kommen so einander menschlich nahe.
 Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.
 Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder
 Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.
 Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines
 Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren
 die gleiche. Am meisten aber hätte er ihn
 durch seine wundervollen und heilsamen schönen Worte über
 das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung
 im von Bayreuth in jener Rausch des Entzückens versetzt, den
 eine geahnte und überschäumende Erwartung, das Empfangen
 herrlichen Beethoven's hervorruft.
 Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der
 Stunde, da er es wieder um ihn den Rausch zur Ekstase zu
 steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist,
 der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder
 andere Backschschmer beneidet. Am Tage nach der »Parfiale«-Vorlesung
 Aufführung, noch ganz erfüllt: ist Mildenburg . . . Verdrissenes
 Körperung, in Kundry's wunderbarste Phantasieschöpfung . . .
 mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich
 aber als ein glänzendes Wunder offenbart hatte, traf er
 im Restaurant eines Hotels an Bahnhofs mit Bahr und seiner Gattin
 zusammen.
 Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen?
 Erzählen Bahr's in der allerhöchsten
 Es war ein allgemeines Ausharren, der Raum besetzt von Abreisenden
 mit ihrem Gepäck und das es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.
 Weiter! Erstes Geheiß ein Klängekomplex
 Ich sah weit entfernt vom Eingang
 Variationen und rasche Passagen
 Näher! Variationen eines und desselben
 und war mitten in ein Mittelgelesen fertig, als ich
 Bahr und seine Frau, vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah.
 Nahe am Eingang
 Weiter! von Niehoff sei, unterst
 wo die Klänge der Welt, für die Garderobe sich
 befinden, an denen auch meine Sachen unter-

haften Forscher, der nicht so leichtfertig sein wollte, im gedruckten Text nachzuforschen, wie der Schluß der Zeile, den er nicht lesen konnte, lautet. Wenn Herr Löwy noch einmal das Manuskript anschaut, wird er finden:

Manche fühlen einen Druck 's ganze Jahr
Und glaub'n, 's druckt die Regierung . . . Nicht wahr!

Die einzige Abweichung des Drucks von diesem Manuskript besteht darin, daß es dort heißt:

Und glaub'n, 's druckt s' d' Behörd' . . . Nicht wahr!

Den Refrain

's is jetzt schön überhaupt,
Wenn m'r an etwas noch glaubt

hat Herr Löwy so gelesen, abgeschrieben und zum Druck befördert:

Es ist jetzt schon überhaupt,
Wenn man an etwas noch glaubt.

Lies: jetzt schon überhaupt! Vielleicht wäre es ihm eher gelungen, den Monolog des Knaben Willibald abzuschreiben mit der Definition des Menschen, der eine Feder in die Hand nimmt. Daß aber jenem eher als dem Löwy gelungen wäre, das Aberglauben-Couplet abzuschreiben, ist sicher. Schon sein rhythmisches Gefühl würde, wenn er die Feder in die Hand nimmt, ihm verbieten, die Zeile:

Und wenn d' Menschheit betrachten nur wollt'
zu verwandeln in:

Und wenn die Menschheit nur betrachten wollt'.

Auch würde er wenigstens beim Überlesen den Unsinn merken, wenn er wie Löwy aus den Zeilen:

Schöne Aussichten gar, na die sind
Oft beim Teufel, merkwürdig, wie g'schwind

gemacht hätte:

— — — — —
Oft beim Teufel, merkwürdig und g'schwind.

Der Vers:

Wenn er Schlechtere nur holet, ging's an
heißt vermutlich im Manuskript:

Wenn er's Schlechtere nur holet — —

vielleicht aber besser so wie im Druck:

Wenn er's Schlechte nur holet — —

wildrende Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im
Burgtheater — und kommen so einander menschlich nahe.
Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.
Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder
Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines
Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren
die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn
durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über
das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung
von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den
im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfinden
einer geahnten und ersahnten, aber dennoch ungeahnten
herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der
Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu
steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist,
der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihm jeder
andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der Parafal-
Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Ver-
körperung . . . Kundry . . . genialste Phantastenschöpfung . . .
mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich
aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, trat er
im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin
zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wenn?
Erzählen bitte!
Es war ein allgemeiner Ausruch, der Raum besetzt von Abreisenden
mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Manteln und Schirmen.

Weiter!
Ich sah weit entfernt vom Eingang

Näher!
und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich
Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah.
Nahe am Eingang,
Weiter!

befanden, an denen auch meine Sachen unter

Die Strophe ist mithin nicht so sehr »voll echter Nestroysmen«, als echterer Löwysmen. Die erste des Couplets »Meiner Seel, 's müßt' dem Himmel Höllenangst dabei wer'n« beginnt gleichfalls mit einem solchen:

Die Welt zu regieren, ist was Leichtes auf Erden,
Gut wär's, wenn's Regieren auf der Welt so leicht wär'.

Es würde also mit diesem Musterreim die Schwierigkeit des Regierens der Welt (auf Erden) der Leichtigkeit des Regierens der Welt (gleichfalls auf Erden) entgegengesetzt (wobei Löwy das Regieren unterstreicht). Da aber bei Nestroy die Regierung der kosmischen Welt mit der Regierung verglichen wird, so heißt es natürlich:

Die Welt zu regier'n, is 'was Leichtes auf Ehr' — —

Noch leichter ist es wie man sieht einen toten Autor zu drucken, der sichs freilich selbst am allerleichtesten gemacht hat.

Es war Nestroy beschieden, mit beispielloser Leichtigkeit, die mitunter auch zur Schleuderhaftigkeit führte, zu produzieren

leitet Löwy tadelnd ein, und es gelingt ihm, diesen charakteristischen Zug des Nestroy'schen Schaffens mit großer Sorgfalt herauszuarbeiten.

Es ist, wie Figura zeigt, von nicht gewöhnlichem Interesse, mitunter einen Blick in das Manuskript eines Bühnendichters zu werfen

kann er dann abschließend sagen. Wenn es der Leser mit ihm vermöchte, so würde er diese Behauptung bestätigen und der Löwyschen Fassung, die die interessanten Variationen enthält, vor den anderen Drucken, die sich mehr an das Manuskript halten, den Vorzug geben. Daß das Neue Wiener Journal nicht das Herz hätte, eines der seltenen Exemplare der großen Ausgabe mit der Schere anzugehen, ist begreiflich. Und daß Löwy nicht auf den Ausweg verfiel, die Stellen aus der Buchausgabe der Posse »Höllenangst« von einem verlässlichen Menschen abschreiben zu lassen, anstatt das schwer lesbare Manuskript persönlich entziffern zu wollen, hat wohl seinen Grund darin, daß er einerseits ein Nestroy-Forscher ist und anderseits den Wunsch hatte, dem Neuen Wiener Journal einmal etwas Ungedrucktes zukommen zu lassen.

wildtrende Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — und kommen so einander menschlich nahe. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr. Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bahr erfüllt, und überholene Erwartung, das Empfangen im Kind, die erfüllte, und überholene Erwartung, das Empfangen einer gehaltenen und eisehnten, aber dennoch ungeahnten herrlichen Bereicherung hervorrufen.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder

andere Bachtsch schier beneidet. Am Tage nach der »Parisial«-Aufnahme, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . gemialste Phantasieschöpfung . . .

mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein gläubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin

zusammen. Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen dürfte!

Es war ein allgemeiner Ausruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter! Weiter! Ich sah weit entfernt vom Eingang

Näher! Näher! und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah.

Weiter! Weiter! Nahe am Eingang, Weiter! Weiter! wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, die denen auch meine Sachen unter

~~Wann ...~~
~~hier ...~~
~~...~~

Notiz (11)

28 1 68

In Das Notwendige und das Überflüssige, Notenbeilage S. 4, Lied des Strick, 2. Textzeile statt »was«: Zu was.

In Traumtheater, S. 19, 4. Verszeile v. u. statt »ihnen«: Ihnen,

In Nr. 601—607, S. 44, Z. 17 lies: »Sprache, Wahrheiten«.
In Nr. 622—631, S. 132, Z. 1 statt »ja«: halt.
In Nr. 640—648, S. 62, Z. 10 v. u. lies: »hat, und«; S. 92, Z. 13: »und, da«.
In Nr. 649—656, S. 56, Z. 11 statt »auf«: an.
In Nr. 657—667, S. 8, Z. 9 v. u. statt »Liebesmäler«: Liebesmähler; S. 43, Z. 7 v. u. statt »haben«: haben könne; S. 56, Z. 10, 9 v. u. statt »Autoch-thonen«: Auto-chthonen; S. 65, Z. 22 v. u. statt »im«: in; S. 71, Z. 17 v. u. statt »eimal«: einmal; S. 77, Z. 2 statt »auderes«: anderes; S. 79, Z. 15 v. u. statt »Stückes«: Stüches; S. 81, Z. 4 statt »Hurmunduren«: Hermunduren; S. 89, Z. 13 v. u. statt »Tages-Zeitung«: Tageszeitung; S. 91, Z. 18 und S. 212, Z. 3 v. u. statt »Vallentin«: Valentin; S. 94, Z. 7 statt »in«: in den; ebda., Z. 11 statt »der«: des; S. 97, Z. 11 Punkt nach »infame!« wegzulassen; ebda., Z. 11 v. u. statt »Shangai«: Shanghai; ebda., Z. 5 v. u. statt »Czar«: Zar; S. 99, Z. 14 und Z. 15 statt »sag'n«: sagen; S. 124, Z. 16, 17 statt »und und«: und; S. 136, Z. 9 statt »seinen«: einen; S. 160, Z. 3 v. u. statt »höchstens«: höchstens; S. 164, Z. 1 statt »zitiert«: zitiert; S. 168, Z. 6 statt »haben«: habe; S. 173, Z. 9 v. u. statt »ihren«: ihres; S. 174, Z. 15 statt »Gras«: Gross; S. 183, Z. 24 statt »lebt«: lebt; S. 187, Z. 24 v. u. statt »untrüglichste«: untrügliche; S. 191, Z. 10 statt »einen«: einem; S. 195, Z. 6 statt »Torrero«: Torero; S. 197, Z. 13 Komma nach »Müller« zu streichen; ebda., Z. 14 v. u. statt Strichpunkt Doppelpunkt.

L. 7-110, 3. 2 v. u. ...
Kernmutter
mag 48-

S. 126, 3. 6 (in ...)
Robert ...
...

Auf dem Umschlag S. IV, Z. 6 v. u. statt »neunfachen Nummer 648—656«: achtfachen Nummer 649—656; in der tschechischen Auflage S. III, Z. 9 v. u. statt »Pappand«: Pappband.

Für ein Werk, das etwa hunderttausend Worte stark ist, nicht allzu viel Druckfehler, wie man zugeben wird, und eher ein Beweis äußerster Sorgfalt im Setzen und Korrigieren. Nicht alle, die die Fehler bemerken, ahnen die Arbeit, die ihre Zahl so phantastisch beschränkt. Gewiß nicht jene, die im Gegensatz zu solchen, welche die Fleckenlosigkeit des Werkes miterstreben und darum die Absicht nachträglicher Korrektur sachlich fördern, sich mit einer Gier auf den Druckfehler stürzen, die auf kein besseres Verdienst schließen läßt als auf das Glück, ihn zu finden. Die ärgsten sind diejenigen, welche in solchem Fall von einem

22

L. 1. 1. 1.

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwehren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrügllichem Kennerblick ausersuchen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene geführter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

29 2 69

»grammatikalischen Schnitzer« zu reden wagen, der mir — nicht ihnen — »unterlauft«. Einer dieser ehrlichen Finder, deren Lohn schon im Triumph liegt, findet jenen in der Wendung: »einen« Autor etwas abnehmen (S. 191), und fordert keck auf, über diese Worte »einmal nachzudenken (ich glaube, sogar f. s. würde hier einen Dativ anwenden)«. Spaßvogel, der er ist, hofft er indeß, daß ich wegen dieses »nachgewiesenen Schnitzers« nicht Selbstmord begehen werde. Eher ein triftiger Grund wäre der Anstand und das Niveau der Leute, die sich »Verehrer« nennen. Bis dahin erhält aber doch die Hoffnung, aufklärend wirken und kommender Zudringlichkeit vorbeugen zu können, am Leben. Also ich bin allerdings der Meinung, daß, wenn man in einer Zeitung öfter die umgekehrte Verwechslung findet: »einem« irgendwo treffen, daß hier wenn nicht das Dialektdenken des Schreibers, immerhin das des Setzers die Schuld trägt, welches von jenem im Stadium der Korrektur gestützt wird. »Einen« etwas abnehmen — ist aber tatsächlich selbst bei f. s. unmöglich und in allen Fällen ein öder Druckfehler. Wie entsteht er beim Druck der Fackel? Wie überall: wenn die Handschrift undeutlich ist, wenn die Entfernung des Objekts von der Aussage dem Setzer den Sinn nicht aufdrängt, und hier insbesondere, wo dem korrekturlesenden Autor der Zusammenhang so geläufig ist, daß er den falschen Buchstaben umso weniger bemerkt, je öfter er liest — welches Überbewußtsein ja die hauptsächlichste Fehlerquelle der Fackel darstellt. Anstatt nun auf den mechanischen Zufall, der von neuntausend Lesern gar nicht bemerkt wird und den tausend, die ihn bemerken mögen, den Sinn nicht stört — denn wäre dies möglich, so wär's unmöglich, daß der Autor es nicht bemerkt hätte —, anstatt also sachlich mitzuteilen, was später zu korrigieren ist (und zwar lediglich zu dem Zweck, damit es in die Buchausgabe nicht übergehe), statt dessen wird gewitzelt, wirklich aus der Auffassung heraus, daß es ein grammatikalischer Fehler sei, daß ich eben solches an andern tadle, nein, Geringfügigeres und dies sei der Balken im eigenen Aug; und anonym, doch von einem, der sich trotzdem einen »Prager Verehrer« nennt, sich nach einer Vorlesung sehnt und unter solchen Umständen lange auf sie warten kann.

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischsten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

Sag mir, warum dich keine Zeitung treut?
Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht,
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht!

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci júbilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte
Davon habt ihr gewisse Erscheinung
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlicht lassen, und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft.

Er ist im schönsten Sinne des Wortes ein Stiegelhüpfer. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhüpfen, sondern)